

## INHALT

Die Mecklenburg-Strelitzsche Landgendarmerie, ihre Vorgeschichte, ihre Gründung im Jahre 1798 und ihre weitere Entwicklung Ein Beitrag zur Mecklenburgischen Kultur- und Ständegeschichte / <i>Archivar Dr. Paul Steinmann, Schwerin</i>	
I. Die Vorgeschichte der Mecklenburgischen Landgendarmerie vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert . . . . .	7
Otto Piper, der Burgenforscher / <i>Annalise Wagner</i> . . . . .	19
Steinindustrie im Kreise Neustrelitz / <i>W. Karbe † 1956</i> . . . . .	25
Die Verhandlungen über einen Anschluß von Mecklenburg-Strelitz an Preußen in den Jahren 1930/31 / <i>Dr. jur. Roderich Hustaedt</i> . . . . .	32
Knirk ( <i>Juniperus communis</i> ) / <i>Klaus Giese</i> . . . . .	39
Bispill / <i>Gedicht von Klaus Giese</i> . . . . .	43
Wobbekenhag (Fortsetzung)	
Laterna Magika / <i>Dietrich Melms</i> . . . . .	44
Die letzte Bitte / <i>Dietrich Melms</i> . . . . .	47
Min Waldsee / <i>Gedicht von Klaus Giese</i> . . . . .	54
Essay über Frank Wedekinds Bühnenstück Der Kammersänger / <i>Dr. Fritz Hagemann</i> . . . . .	55
Bericht über das Schuljahr 1911/1912 / <i>Direktor Schulrat Dr. Becker</i> . . . . .	59
Fritz Reuter – hochdeutsch / <i>Helmut de Voss</i> . . . . .	69



Mecklb.-Strel. Distrikthusar um 1905  
Sommer-Dienstuniform



# Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



**Alle Rechte vorbehalten**

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten

Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmstraße 27,  
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,  
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

# Die Mecklenburg-Strelitzsche Landgendarmerie, ihre Vorgeschichte; ihre Gründung im Jahre 1798 und ihre weitere Entwicklung

Ein Beitrag zur Mecklenburgischen Kultur- und Ständegeschichte  
von Archivar Dr. Paul Steinmann, Schwerin

## I. Die Vorgeschichte der Mecklenburgischen Landgendarmerie vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert.

### 1. Die Landgendarmerie, eine Errungenschaft der Neuzeit

Die Landgendarmerie, eine vom ganzen Lande bestellte und besoldete ständige Landespolizei, ist eine Errungenschaft der Neuzeit, ebenso wie das stehende Heer, zu dem sie vielfach gerechnet wurde. Beide sind Kinder des Zeitalters des Absolutismus. Letzten Endes verdankt die Landgendarmerie ihre Entstehung dem neuzeitlichen Prinzip der Zentralisation, dem Bestreben, alle Glieder des Staates von einer Zentralstelle aus nach einheitlichen Normen und Gesetzen straff zu verwalten und zu regieren – einer allgemeinen Bewegung, die übrigens für unser deutsches Vaterland noch keinesweg zum Abschluß gekommen ist.

### 2. Die Landgendarmerie, ein fortwährendes Kampfobjekt zwischen Fürst und Landständen

Die Bestrebungen der mecklenburgischen Fürsten, eine ständige Landespolizei zu begründen, stießen aber wie alle ihre Bemühungen um Aufrichtung eines modernen Staates auf heftigen Widerstand der aus Ritterschaft und Städten bestehenden Landstände. Standen doch diese Bestrebungen im Gegensatz zu deren wohlerworbenen Sonderrechten und dem mittelalterlichen Prinzip der Autonomie, des Selbstregierens und Selbstverwaltens innerhalb eng gezogener Kreise. Vor allem aber setzten sich die Stände energisch zur Wehr, als die Fürsten wegen der Kosten ihre finanzielle Hilfe in Anspruch nehmen mußten. Nun kannte aber der ständische Staat, der sich als eine in ganz Deutschland, ja in ganz Westeuropa einzig dastehende Kuriosität vom Mittelalter (13. Jahrhundert) an bis zur Revolution in Mecklenburg gehalten hat, von Haus aus keine rechtliche Verpflichtung der Einwohner zu Steuerleistungen wie der moderne Staat. Es gab vielmehr nur außerordentliche, bei besonderen Notfällen und Bedürfnissen auf Grund von besonderen Bewilligungen als „Geschenk“, aus „Billigkeitsgründen“ gezahlte freiwillige „Hülfen“, „Beiträge“ und „Beisteuern“. Ferner hatte nach dem ständischen Staatsrecht der Landesherr die Kosten des Landesregiments – dazu gehörte auch die Gewährleistung der Sicherheit des Landes und somit die Erhaltung der Landespolizei – grundsätzlich allein zu tragen. Dafür standen ihm unumschränkt die Einkünfte des Domaniums zur Verfügung. Uns modernen Menschen, die ganz von der Idee des Staatsbürgertums und der Volksgemeinschaft erfüllt sind, erscheint dies alles ja höchst merkwürdig. Es wird uns aber klarer, wenn wir bedenken, daß die Stände dem Staatswesen nicht ein- oder untergeordnet, sondern beigeordnet waren. Sie standen als ein besonderer Staat den Fürsten und dem übrigen Land gegenüber. Das Verhältnis zwischen Fürst und Ständen wurde daher auch nicht durch Gesetze, sondern wie zwischen fremden Staaten durch Verträge geregelt. Wenn nun aber die Einkünfte des Domaniums teils infolge der Geldentwertung, teils infolge der Verschuldung des Landesherrn nicht ausreichten, oder wenn besondere Zeitverhältnisse besondere Maßnahmen erforderten, so mußten sich die Fürsten an ihre Stände wenden. Die verstanden sich aber in der Regel nur zur Bewilligung von unzureichenden Geldmitteln, um ihren grundsätzlichen Standpunkt zu wahren und um die Fürsten in steter Abhängigkeit zu halten. So mußten diese nach kürzerer oder längerer Frist wieder mit neuen Forderungen kommen, die die Stände nach Möglichkeit auszunut-

zen suchten, um ihren Einfluß und ihre Macht auf Kosten der Fürsten und des Landes zu vergrößern. Daher bildet der Kampf zwischen Fürst und Ständen, der Kampf zwischen den Forderungen und Bedürfnissen des modernen Staates und dem mittelalterlichen starren Staat der privilegierten Stände auch den Angelpunkt der Geschichte der Mecklenburgischen Landgendarmarie.

### 3. Sicherheitsorgane und Sicherheitsverhältnisse des Mittelalters:

#### a) Vorherrschaft der Ortspolizei

Im Mittelalter gab es in Mecklenburg, wie überall in Deutschland, im Prinzip nur eine Ortspolizei, denn es herrschte in der Verwaltung noch das Prinzip der Dezentralisation. Das Land zerfiel nämlich in lauter einzelne, streng voneinander abge sonderte selbständige Verwaltungs- und Wirtschaftsbezirke: Städte, Klöster, Ritterschaft und fürstliche Ämter, die für ihre Ordnung und Sicherheit in der Regel durch ihre eigenen örtlichen Polizeiorgane sorgen mußten. So hatten die Städte ihre Rats- und Stadtdiener, auch gehende und reitende Knechte genannt, ihre Büttel (Gerichtsdien er) sowie ihre Bettelvögte (Prachervögte, Armenvögte), die Klöster und Rittergüter ihre Untervögte und reisigen Knechte und die fürstlichen Ämter ihre Knechte, Landreiter, Pförtner und Schließer.

#### b) Gelegentliche landespolizeiliche Maßregeln

Nahm aber die öffentliche Unsicherheit durch die Streifzüge der Raubritter und Straßenräuber überhand, so boten die Fürsten ihre Lehns mannen und Städte zu kurzen Abwehr- und Vergeltungszügen auf. Gelegentlich versuchten die Fürsten auch mit ihrem aus Lehns mannen und reisigen Knechten bestehenden Gefolge den Landfriedensbrechern das Handwerk zu legen. So heißt es in der Lübecker Detmar-Chronik von Herzog Heinrich III. von Mecklenburg (1379–83), er war „en grot vervolger der rovere unde der deve, der he menigen dicke (oft) sulven hengede, up dat he se brachte van den dagen.“ Aus anderen Chroniken und Nachrichten wissen wir, daß er wegen dieser Tätigkeit der „Hänger“ genannt wurde und die Raubritter und Straßenräuber selbst aus den Kirchen heraus holte, obwohl die Geistlichkeit ihm dies verübelte<sup>1)</sup>.

Im Lande Ratzeburg haben im Mittelalter gleichfalls die örtlichen Polizeiorgane, insbesondere die Landreiter und Untervögte, für die Sicherheit des Landes gesorgt. Größeren Streifzügen von Raubrittern und Straßenräubern werden die Bischöfe, bzw. deren Vögte, mit ihren reisigen Knechten entgegengetreten sein.

#### c) Allgemeine Unsicherheit im Mittelalter

Von einem nachhaltigen Erfolg der lokalen Polizei und der gelegentlichen landespolizeilichen Maßregeln ist aber recht wenig zu spüren. Die Klagen über die Unsicherheit der Landstraßen wurden wieder und immer wieder laut, und gegen Ausgang des Mittelalters war es ärger denn je. Ja wir hören gelegentlich, daß auch Vögte (Drosten, Amtshauptleute) von fürstlichen Ämtern raubend und plündernd auftreten<sup>2)</sup>, und manches spricht dafür, daß auch in Mecklenburg wie in Pommern selbst Hofjunker und Hofknechte es nicht verschmähten, auf Straßenraub aus zuziehen, um sich das nötige Taschengeld zu verschaffen. Sold erhielten sie nach der Sitte jener Zeit nicht, sondern sie taten freiwillige Dienste auf unbestimmte Zeit gegen „Futter und Mahl“ für ihre Pferde und für sich und in Hoffnung auf spätere Gnadenlehen. „So moste nhu das Hofgesyndichen sich umsehen, wo sie etwas holeten, darvon sie sich

<sup>1)</sup> Deutsche Städtechroniken, Bd. XIX, Lübeck, 1. Bd. (Koppmann), 1884, S. 578; Techen, Die Chroniken des Klosters Ribnitz, 1909, S. 38, 99; Kühne, Die Kirche zu Doberan, I, 1896, S. 11, 25.

<sup>2)</sup> Ein Beispiel bei Witte, Mecklb. Geschichte, I, 1909, S. 294, 299, und in meiner Arbeit über Finanz-, Verwaltungs-, Wirtschafts- und Regierungspolitik der mecklenburgischen Herzöge im Übergange vom Mittelalter zur Neuzeit, Mecklb. Jahrb. 86, S. 119, Anm. 94.

erhielten, und zogen bisweilen hin auff die Straße und erwarben eine Beute“), schreibt Thomas Kanzow in seiner pommerschen Chronik<sup>3)</sup>. Verwunderlich ist es ja auch nicht weiter, gaben ihnen doch ihre eigenen Fürsten mit ihren ewigen, gegen benachbarte Fürsten und Städte geführten Fehden, die z. T. auch nur Raubzüge darstellen, das Vorbild. Freilich mit modernem Maßstab darf man dieses alles nicht messen. Dem Adel und überhaupt den Menschen jener Zeit galt das Raubrittertum keineswegs als etwas Unehrenhaftes.

„Ruten, roven dat en is gheyn Schande,  
Dat dohnt de Besten van dem Lande.“

„Reiten und Rauben, das ist keine Schande, das tun die besten vom Lande“, sang um 1488 der Landadel im stammverwandten Westfalenlande. Allerdings durfte man sich auch damals nicht dabei fassen lassen, denn die Bauern antworteten:

„Hangen, raden, koppen, stecken is gheyn Sunde,  
Were dat nit, wy en behelden niet im Munde.“

„Hängen, Rädern, Köpfen, Erstechen ist keine Sünde, wäre das nicht, wir behielten nichts im Munde“<sup>4)</sup>.

#### 4. Allmähliche Besserung der Sicherheitsverhältnisse seit Beginn der Neuzeit.

In diesem Kampf aller gegen alle, der besonders stark die Grenzgegenden Mecklenburgs mitnahm und verwüstete, bahnte sich von Anfang der Neuzeit ab allmählich eine Besserung an. Zunächst mußten die Fürsten erst einmal selbst mit einem besseren Beispiel vorangehen. Da war der Wilsnacker Landfriede vom 29. Juli 1479, durch den mit den unaufhörlichen gegenseitigen Fehden der mecklenburgischen, pommerschen und brandenburgischen Fürsten endgültig Schluß gemacht wurde, doch von epochemachender Bedeutung. Vor allem aber war es bedeutsam, daß auch unserm Mecklenburger Lande ein Herrscher in Magnus II. (1477–1503) erwuchs, der den Versuch machte, aus dem mittelalterlichen, dezentralistisch gegliederten Territorium einen neuzeitlichen, festgefügt, zentralistisch aufgebauten Staat zu formen. Diese Bestrebungen zur Aufrichtung einer wirklichen „Landeshoheit“ wurzeln in einer neuen im römischen Recht begründeten und letzten Endes auf orientalische Vorstellungen zurückgehenden Auffassung von Stellung und Beruf des Herrschers, nämlich im Gottesgnadentum, das den „von Gott erleuchteten Herrscher“ – daher der Titel: Durchlaucht, Erlaucht – hoch emporhob „über den viehischen Unverstand der Untertanen“. Nur so war es in jener Zeit möglich, die widerspenstigen Gewalten einer übergeordneten Staatsgewalt wenigstens so halbwegs einzufügen und das Land vor der gänzlichen Auflösung zu bewahren. Mochten auch Magnus II. Bemühungen nicht von einem vollen Erfolg gekrönt sein und seine Nachfolger vieles wieder zunichte machen, so war doch von jetzt ab eine allmähliche Besserung zu spüren<sup>5)</sup>. Hinzu kam, daß dem Adel durch die Veränderung des Kriegswesens, durch Aufkommen bzw. Vervollkommen der Feuerwaffen, der Fußtruppen und des Söldnerwesens sein bisheriges Hauptbetätigungsgebiet in der Heimat genommen und er immer mehr auf Annahme von Kriegsdiensten in fremden Ländern oder auf friedliche Bestrebungen, auf die intensivere Bewirtschaftung seiner Güter und den Handel mit Korn hingedrängt wurde. Zweifellos hat auch das Aufkommen der humanistischen Bildung zur Verfeinerung

<sup>3)</sup> Letzte Bearbeitung, herausgegeben von Gaebel, 1897, S. 331, erste Bearbeitung, Gaebel, 1898, S. 198; vgl. Mecklb. Jahrb. 86, S. 111/112.

<sup>4)</sup> Julius Graf v. Oeynhausen, Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen, 3. Teil, herausgegeben von Grotefend, 1889, S. 4.

<sup>5)</sup> Mecklb. Jahrb. 86, S. 98 ff. Zu demselben Mittel, um dem Unwesen der übermütigen und gelegentlich auf Raub ausziehenden Hofjunker zu steuern, zu dem Herzog Bogislav X. von Pommern griff, nahm auch Magnus II. seine Zuflucht: Damit sie sich nicht mehr als selbstherrliche „Junker, sondern als fürstliche Diener“ fühlen sollten, wurden hier wie dort ältere, vielfach fremde Adlige, „die sich anderswo in Diensten und Kriegen versucht hetten“, nicht mehr auf Grund des Lehnverhältnisses, sondern auf Grund von Privatdienstverträgen und gegen Sold auf Zeit angenommen. Thomas Kanzow, Letzte Bearbeitung, S. 332; vgl. Mecklb. Jahrb. 86, S. 113/116, über die Hofräte.



und Veredlung der Sitten und Weltanschauung beigetragen. Die Väter waren noch die typischen Vertreter des Zeitalters des Faustrechts, voll von Gewalttätigkeit, schrankenloser Willkür, Verschlagenheit und Grausamkeit. Sie hatten noch in ihren kalten und finsternen Burgen gehaust und im rostigen Panzer hinter dem Strauch Bürgern und Bauern, ja den eigenen Standesgenossen und Verwandten, sowie selbst Fürsten aufgelauert. Die Söhne stoltzierten bereits in feinen seidenen Kleidern einher, besuchten Universitäten, zogen in die Türken- oder Reichskriege, erwarben Ansehen und Ehren im Dienste von Königen und Fürsten und bauten sich wohl nach in der Fremde gesehenen Vorbildern schöne und freundliche Renaissanceschlösser<sup>6)</sup>.

5. *Die ersten Ansätze zu einer Landespolizei: Die fürstlichen „Einspänniger“ des 15./16. Jahrhunderts.*

Um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert stoßen wir in Mecklenburg nun auch auf die ersten, allerdings noch recht bescheidenen Ansätze zu einem stehenden Heer und zu einer Landespolizei. Es sind dies die fürstlichen Einrosser oder „Einspänniger“ – auch Trabanten genannt –, vielfach fremde bürgerliche Reisige, die gegen Sold auf Grund eines Dienstvertrages bestimmte Zeit sich verpflichteten. Sie führten ihren Namen deswegen, weil sie mit ihrem einen Roß dienten, im Gegensatz zum adligen Lehnsman, der mit mehreren Rossen und Knechten Dienste tat. Doch stellen die fürstlichen Einspänniger des 15./16. Jahrhunderts in der Hauptsache eine persönliche Leibgarde und Schutzwache des Fürsten im Frieden und im Kriege dar. Sie waren Hoftrabanten, also Hof- und Schloßsoldaten und -Polizeiorgane sowie Ordonnanzreiter. Daher understandingen sie auch dem Hofmarschall bzw. dem Unter- oder Futtermarschall (etwa Futtermeister). Nur gelegentlich werden die Herzöge sie zu Streifzügen gegen Gesindel ausgesandt haben. – Auch dieses hatte sich mit der Zeit etwas verändert. Außer von „Bettlern, Müßiggängern, Landstreichern und Gesindlein“, hören wir nunmehr von „Zigeunern und Teichgräbern“ – Zeit- und Gelegenheitsarbeiter, den heutigen Schnittern oder Chausseearbeitern vergleichbar. Vor allem aber war an Stelle des Raubritters der „gardende Landsknecht“, der desertierte oder entlassene, bettelnd, raubend und plündernd herumtreibende Söldner getreten, denn die Truppen wurden damals nur für den betr. Feldzug angeworben, nach Beendigung desselben aber entlassen. – Näheres über solche Streifen der fürstlichen Einspänniger hören wir zuerst im Jahre 1571, als Bettler und Gesindel in Mecklenburg trotz aller gegen sie erlassenen Verordnungen und Mandate überhandnahmen und bei den Herzögen viele Klagen eingelaufen waren. Da beauftragten die Herzöge auf Bitten der Landstände eine Anzahl ihrer Einspänniger damit, das ganze Land zu durchstreifen und mit Unterstützung der Ortsobrigkeiten das Gesindel aus dem Lande hinauszutreiben. Die Landstände scheinen sich aber vor größeren finanziellen Opfern gescheut zu haben. Man gab den Einspännigern keine ordentlichen Diäten und sorgte nicht für eine geregelte Verpflegung, so daß sie auf Selbsthilfe angewiesen waren. Dies führte zu allerhand Unzuträglichkeiten. Die Landstände beschwerten sich, daß die fürstlichen Einspänniger sich in die Krüge einlegten und sich dort mit Vollaufen, Schlemmen und Zehren, auch mit Beschattung der Untertanen abgaben, von den Bauern Hafer und Hühner erpreßten und von den Städten die Bezahlung ihrer Zehrungskosten verlangten (1572). Die Herzöge versprachen, Erkundigungen einzuziehen und die Schuldigen zu bestrafen. Sie wollten auch weiterhin ihre Lande von dem Gesindel reinigen lassen, baten aber um Unterstützung durch die Landstände. Diese erboten sich nun auch, den Einspännigern im Falle der Not Hilfe zu leisten und ihnen Ablager, d. h. freie Unterkunft und Verpflegung für Mann und Pferd, zu gewähren. Auch in den 80er und 90er Jahren hören wir von gelegentlichen Streifen der Einspänniger.

<sup>6)</sup> Charakteristische Vertreter dieser Zeit sind der Ritter Bernd Moltzan, genannt der „böse Bernd“, und seine Söhne. Schmidt, Geschichte des Geschlechts von Maltzan und von Maltzahn, II, 1, 1907, S. 299 ff.; II, 2, 1913, S. 311 ff., 416 ff. Z. T. saß die alte und die neue Zeit in ein und derselben Persönlichkeit unvermittelt und unausgeglichen nebeneinander. Vgl. noch über den 1. Mecklb. Rentmeister (Finanzminister) Klaus Trutmann und Henneke Holstein, genannt „Henning Bradenkir!“, Mecklb. Jahrb. 86, S. 104, 118/119.

6. Die ersten regelrechten Landespolizeiorgane Mecklenburgs: „Die ‚Landeinspänniger‘ von 1610 ff.“

Es versteht sich von selbst, daß hierdurch nur vorübergehende Erleichterungen geschaffen werden konnten. Die Landstände baten denn auch immer dringender um Absendung der Einspänniger. Nach wie vor waren die Herzöge bereit, gelegentliche Streifen vollführen zu lassen, erklärten aber, daß es ohne Mithilfe der Stände im Hinblick auf die Kosten unmöglich sei, besondere Einspänniger deswegen Tag für Tag zu halten. Als nun aber um die Wende des 16. zum 17. Jahrhunderts das Gesindel „böshafter und mutwilliger als zuvor“ wurde und die örtlichen Behörden und Polizeiorgane versagten oder machtlos waren, da schlugen die Herzöge im Jahre 1607 den Landständen vor, daß zur Vollziehung der Mandate gegen das Gesindel etliche *b e s o n d e r e* Einspänniger angenommen würden. Die Stände waren mit diesem Vorschlage einverstanden, und so wurde auf dem Sternberger Landtag Juni 1610 endgültig beschlossen, daß 6 Einspänniger von den Herzögen und den Landständen angenommen und besoldet würden. Dafür wurde eine besondere Einspännigersteuer erhoben, und zwar hatte jeder Bauer jährlich 2, jeder Kossate oder Einlieger 1 Schilling zu entrichten. Das Geld sollte an 2 von den Herzögen und den Landständen bestellen, zu Güstrow wohnenden Einnehmern abgeliefert werden, die gleichzeitig auch die Aufsicht über die Einspänniger hatten. Die am 27. November 1610 vereidigten 6 Einspänniger erhielten am 3. Dezember 1610 eine besondere Instruktion – es ist die erste Gendarmerieinstruktion, die es in Mecklenburg gibt –. Nach ihr sollten sich die Einspänniger auf Befehl nach bestimmten, von Bettlern und Gesindel heimgesuchten Ortschaften begeben, die betr. Gegend hin und her durchreiten, das Gesindel verwarren, sich nicht wieder im Lande sehen zu lassen und es bei nochmaligem Ertappen ins Gefängnis abliefern. Es sollte dann an der Stirn gebrandmarkt und bei nochmaligem Antreffen „an Leib und Leben“ gestraft werden. Bei Gegenwehr sollten die Einspänniger „mit gewehrter Handt und der That ernsten Widerstand thun und getrost darauf schlagen und also Gewalt mit Gewalt begegnen“. Bei Verlust ihrer Stellung und schwerer Bestrafung wurde dem Einspännigern befohlen, niemand auf dem Lande beschwerlich zu fallen und von den Pastoren, Schulzen, Krügern und andern Untertanen kein „Futter oder Mahl“, selbst wenn es ihnen gutwillig angeboten würde, ohne gebührende Bezahlung anzunehmen. Jeder Einspänniger erhielt 200 Gulden im Jahr als Besoldung und Unterhalt für sich und sein Pferd. Dafür hatte er aber auch für Pferd, Bewaffnung und Ausrüstung selbst aufzukommen und erhielt einmal im Jahr höchstens ein „Hofkleid“. Gleichzeitig wurden die Ortsobrigkeiten und Amtsbeamten angewiesen, den Einspännigern auf Erfordern durch ihre durch das Läuten der Dorfglocken alarmierten Bauern und Diener bei Verfolgung und Gefangennehmung der „Landzwinger“ unverzüglich Hilfe zu leisten. Schließlich wurden ihnen die Bestimmungen der Polizeiordnung von 1572 eingeschärft, fremden Bettlern keine Almosen zu gewähren, dagegen die eigenen dort geborenen oder wohnenden Armen, die zum Zwecke des leichteren Erkennens ein mit dem Wappen ihrer Ortsobrigkeit versehenes Zeichen tragen sollten, zu unterstützen.

Es ist anzunehmen, daß die 6 Landeinspänniger ehemalige reisige Hofknechte oder altgediente Söldner waren. Jedenfalls begegnen uns hernach als Bewerber um freierwerbende Einspännigerstellen fürstliche Bediente, reisige Knechte, ein Sergeant, ein Quartiermeister (Wachtmeister), ein Rüstmeister (Schirmmeister), ein fürstlicher Trompeter und ein Kesselpauker. Ja einmal wurde sogar ein Leutnant, ein geborener Kurländer, Einspänniger. In seiner Jugend sei er, schreibt er in seiner Bewerbung, „zu den studiis gehalten worden und auch damahlen zimlich fundiret ohne Ruhm zu melden gewesen“, dann habe er „ex fatis aut proprio motu (infolge Schicksalsfügungen oder auf eignen Antrieb) artem (das Studium) verlassen und Martem (den Krieg) geliebet“ und zu Roß und zu Fuß in Livland, Polen, Finnland, Schweden und in Holland gedient. Schließlich sei er „durch Gottes willen alhié in Schwerin gerahten“ und wolle sich gerne „zu solchem dienst begeben, da nicht so oft verenderung mit fürfeldt, als in Kriegswesen geschehet.“ (1616.)

Die 6 Einspänniger von 1610 sind die ersten regelrechten Landespolizeiorgane, die ersten Landgendarmen, in Mecklenburg. Sie werden daher auch in den Akten geradezu als Landeinspänniger bezeichnet <sup>7)</sup>. – Es entzieht sich unsern Kenntnissen, ob es solche Landeinspänniger auch im Lande Ratzeburg gegeben hat. –

Natürlich bedeuteten 6 Landeinspänniger für ganz Mecklenburg nur einen Tropfen auf dem heißen Stein. So konnten im Laufe der Zeit die Klagen nicht ausbleiben, daß sie vielfach bei der Verfolgung von Gesindel sich sehr schläfrig zeigten, ihre Befehle sehr fahrlässig und mit Unfleiß verrichteten und in manchen Gegenden sich selten oder gar nicht sehen ließen, so daß dort die Bauern „fast alle Tage von den Landtsknechten geplagt“ wurden, und ein „solch überlauff von den betlern war, daß esß nicht gnugsamb aufzusagen“. Die Regierung verfügte daraufhin, daß die 6 Landeinspänniger wegen Unfleißes abgesetzt und durch andere, besser qualifizierte und unabweibte ersetzt würden, obwohl die alten Reiter sich bitter über die Anzeigen mißgünstiger Personen beklagten und erklärten, sie wären der Gewißheit, ihren Dienst „in Regen und Windt mit dahrsetzung leibes und lebens“ dergestalt verrichtet zu haben, daß sie es vor Gott, den Herzögen und jedermann verantworten könnten (1617). Es wurden neue Einspänniger angenommen, aber besser wurden die Verhältnisse dadurch auch nicht. Der Grundfehler war eben der, daß die Stände sich zu größeren Opfern, die eine genügende Anzahl von Einspännigern erforderten, nicht bequemen wollten. Auch hatten die Bauern sich bald recht lässig bei der Bezahlung der Einspännigersteuer gezeigt, so daß die Landeseinspänniger ihre Besoldung meist nur unregelmäßig oder gar nicht erhielten. Sie mußten entweder Geld leihen oder selbst Zwangserhebungen vornehmen. So blieb schließlich wenig Zeit für den Sicherheitsdienst übrig. Die Erkenntnis von dem Werte einer starken, gut besoldeten ständigen Landespolizei war den Landständen noch nicht gekommen, wollten sie doch die Landeinspänniger nur zum Versuch auf 10 Jahre haben. Wenn sie aber inzwischen nicht mehr nötig oder nützlich erschienen, sollten sie schon vorher abgeschafft werden! Überhaupt scheint die Ritterschaft dem Institut der Landeinspänniger von Anfang an nicht besonders freundlich gesinnt gewesen zu sein, wie es bei allen neuen Einrichtungen, die etwas kosteten und zur Stärkung der zentralen Fürstengewalt führen konnten, der Fall war. So darf man sich nicht wundern, daß die Stände nach Ablauf der 10 Jahre beantragten, daß die 6 Landeinspänniger wieder abgeschafft würden (1620). Dabei tat aber eine starke Landespolizei mehr denn je not, denn der 30jährige Krieg verscheuchte „viele leichtfertige Buben und Gardebrüder, so sich niemals in (Kriegs-) Zügen gebrauchen lassen“ (1619), in diese Gegenden. Die Herzöge behielten denn auch die Landeinspänniger noch die nächsten beiden Jahre und versuchten mit Gewalt, die Einspännigersteuer einzutreiben.

Infolge der Teilung des Landes in die beiden Hälften Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow (1621), erhielt jeder Landesteil 3 von den Einspännigern. Doch wurden sie bald um je 3 vermehrt, die aber von den Herzögen bezahlt wurden. Dafür hatten sie jedoch nach Bedarf Hoftrabanten- und Ordonnanzdienste zu leisten. Nach der neuen Instruktion vom 2. November 1621 sollten die Landeinspänniger die „Kipper und Wipper“, welche die Reichstaler und gute Münze und das Silber aus Mecklenburg ausführten – die Vorläufer unsrer Geld- und Silberschieber – an allen Zollstätten und Pässen beaufsichtigen und ihr Geld und Silber konfiszieren. Ferner sollten sie nur den mit einem Passierschein versehenen Soldaten den Durchzug durch das Land gestatten.

Trotz der energischen Mandate war aber von der Einspännigersteuer so gut wie nichts eingekommen (August 1622). Der größte Teil des Adels wollte die Steuer nicht bezahlen. Er berief sich darauf, daß die Herzöge sich der Ritterschaft gegenüber durch einen Revers verpflichtet hätten, daß sie über das Jahr 1620 hinaus mit der

<sup>7)</sup> Lischs Bemerking (Mecklenburg in Bildern, 4. Jahrgang, 1845, Heft 1, S. 7), daß es den Einspännigern „an Regelung und Einheit fehlt“, ist also durchaus falsch.

Steuer nicht sollte belästigt werden. Da blieb den Herzögen schließlich nichts anderes übrig, als die Landeinspänniger zu entlassen<sup>8)</sup>.

Infolge der immer mehr zunehmenden Unsicherheit hielten die Herzöge es knappe 2 Jahre später für hoch nötig, wieder Landeinspänniger anzunehmen. Auf Grund Vereinbarung mit den Landräten und dem Engeren Ausschuß wurde am 13. Mai 1624 beschlossen, je 6 Landeinspänniger auf 1 Jahr versuchsweise nach der Pommerschen „Straßenbereiter“-Ordnung von 1617 anzunehmen. Diese Ordnung, von der das meiste übernommen wurde, ist höchst interessant wegen ihres geradezu modernen Charakters. Die Straßenbereiter führten in einer Blechbüchse bei sich ein Exemplar der Landespolizeiordnung, um sich daran stets informieren zu können und ein regelrechtes Dienstagebuch, in das in jedem Dorf der Junker, der Pastor, Schulze oder wer sonst schreiben konnte, einzutragen hatte, wann der Einspänniger dort gewesen war, damit man „jeder Zeit gewisse nachrichtung habe, ob auch die straßen vleißig beritten und diß ampt embsig bestellet werde“. Dies Buch sollte wöchentlich den Amtshauptleuten und auch dem Steuereinnehmer vorgelegt werden. Erst wenn alles in Ordnung befunden wurde, sollten sie ihren Sold und ihr Verpflegungsgeld – wöchentlich 2 Gulden – ausgezahlt erhalten. Das Land wurde in eine Anzahl von Distrikten eingeteilt, dessen Ortschaften je ein Straßenbereiter abzureiten hatte. Doch sollten sie die ersten 14 Tage, um dem Gesindel Furcht einzujagen, zusammen das Land durchstreifen. Wichtig ist es, daß die Landeinspänniger nunmehr auch die Städte zu bereiten hatten, während bisher ihre Tätigkeit sich nur auf das platte Land erstreckte. Im Gegensatz zur Pommerschen Ordnung stand aber, wie es bereits früher der Fall gewesen war, die Annahme und Entlassung der einzelnen Einspänniger den Herzögen zu, obwohl der Ausschuß der Landstände dieses Recht energisch für sich beansprucht hatte. Dagegen verpflichteten sich die Herzöge, die Landeinspänniger nicht zu einem andern Zweck, d. h. nicht zu Hoftrabandendiensten zu gebrauchen. Die Einspänniger wurden aber von den Landständen bezahlt, jeder sollte monatlich 10 Rthlr. für Sold und Diäten erhalten. Auf Grund der gemachten Erfahrungen sah man davon ab, wieder eine besondere Einspännigersteuer zu erheben. Das Geld sollte vielmehr aus der landständischen Kasse, dem sog. Landkasten, jedes Quartal im voraus nach der herzoglichen Residenz geschickt werden. Recht bemerkenswert ist auch die am 17. Juli 1624 erlassene Verordnung über die fremden Bettler und gardenden Landsknechte. Diese sollten beim 1. Betreffen schwören, das Land zu verlassen, beim 2. sollten ihnen als Meineidigen die Schwurfinger abgeschlagen werden. Wäre das Verbrechen nicht groß, so sollten sie gebrandmarkt und den Ortsobrigkeiten überwiesen werden, die sie in Eisen schlagen und bei Wasser und Brot zur Arbeit gebrauchen sollten. Beim 3. Betreffen aber drohte ihnen die Hinrichtung mit dem Schwerte. Es hatte jedes Dorf und Kirchspiel seine Armen zu ernähren, d. h. diese sollten ein Bleizeichen oder einen Freischein zum Betteln im Geburts- oder Wohnort erhalten. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen, die immer ganz besonders von Bettlern überlaufen wurden, sollten von den Gästen in einer verschlossenen Büchse Almosen gesammelt und dem Pastor zur Verteilung an die Armen überreicht werden. Alle Armen, die im Ort bettelten, sollten an einem bestimmten Tage zusammenberufen werden, der Pastor hatte sie „in ihrem Christentum zu examinieren und also erkundigen, ob sie der Almosen auch würdig“ seien, jeder sollte genau nach seinen Personalien befragt werden, und ein Barbier hatte jeden auf seine angebliche Krankheit oder Gebrechlichkeit zu untersuchen. – Gewiß eine treffliche Verordnung, wenn die Macht da war, sie durchzuführen! –

<sup>8)</sup> Gegen Ende des Jahres 1622 machte Herzog Hans Albrecht von Güstow seinem Bruder den bemerkenswerten Vorschlag, daß auch in Mecklenburg, wie es in mehreren Ländern gebräuchlich sei, alle reisenden Personen sich beim Stadtrichter melden, ihren Namen und das Wohn- und Woher angeben sollten. Hierüber sollten sie einen Schein erhalten, der am nächsten Ort vorzuzeigen und abzuliefern wäre usf. Adolf Friedrich meinte aber, das Gesindel würde nur falsche Namen und weit abgelegene und unbekannte Orte als Reiseziel angeben und die Hauptstraßen vermeiden. Auch von Hans Albrechts weiterem Vorschlag, die Bettler ohne vorherige Verwarnung durch die Einspänniger nach Güstrow bringen und dort bestrafen zu lassen, wollte Adolf Friedrich nichts wissen.

Kaum waren aber die 12 Landeinspänniger angenommen, da wollten die Stände sie schon wieder abschaffen, weil der Krieg in den benachbarten Ländern nicht mehr tobe und die Unsicherheit der Landstraßen sich vermindert hätte. Mecklenburg sei von großer Teurung und abscheulichen Seuchen heimgesucht, und die Ausgaben des Landkastens seien zu groß. Die Herzöge erklärten, sie wüßten hiervon nichts, sie hätten vielmehr die Einspänniger gegen die Bettler und das Gesindel bestellt; da sie jedoch merkten, daß man ihre landesväterliche Fürsorge verkenne, so müßten sie ja in die Abschaffung der Einspänniger einwilligen. Aber die Zeit würde es mit sich bringen, ob nicht die Untertanen davon den Nachteil hätten. Und wirklich, im März 1625 sahen sich die Herzöge genötigt, mit Zustimmung des Ausschusses der Landstände wieder je 6 Einspänniger anzunehmen. Es haperte aber einerseits mit der Bezahlung der Einspänniger, andererseits liefen auch Klagen über Erpressungen von Speck, Hafer, Geld ein und daß die Landeinspänniger sich „gar wild und unhöflich bezeugt“. Auf dem Sternberger Landtag im September 1626 aber baten die Landstände um Abschaffung der Einspänniger, da dem Landkasten ohne Zustimmung der Gesamtlandstände die Einspännigergelder aufgebürdet und die Kosten zu hoch wären. Doch scheinen die Herzöge sich hierum nicht viel gekümmert zu haben, denn noch am 3. März 1627 wurde ein Landeinspänniger vereidigt. Dann aber hören wir nichts wieder von ihnen. Bei den Kriegswirren und bei den Drangsalen und Nöten des 30jährigen Krieges, die nun mit steigender Wucht über Mecklenburg hereinbrachen, es wohl am schwersten von allen deutschen Staaten trafen und von Grund auf verwüsteten, war es ja wirklich nicht möglich, eine Landespolizei aufrechtzuerhalten.

#### *7. Gescheiterte Versuche, Landeinspänniger nach dem 30jährigen Kriege wieder anzustellen.*

Nach Beendigung des 30jährigen Krieges hatte der absolutistisch gesinnte Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin, der auch für den jungen Herzog Gustav Adolf von Güstrow die Vormundschaft führte, im Jahre 1649, ohne die Landstände um ihre Zustimmung zu fragen, 20 Einspänniger mit 2 Korporalen angenommen. Das Kommando über sie hatte ein Leutnant, ein geborener Kroat. Die Einspänniger wurden als „Salvaguardi“ (Schutzwächter) in den einzelnen Ämtern und Städten, besonders in den an den Grenzen gelegenen, stationiert, um mit Zuziehung der Bürgerschaft und der Amts- und Stadtdiener die Tore zu bewachen und die Dörfer gegen die Landstreicher zu schützen. Außerdem sollten sie Raub und Plünderung der in die Heimat ziehenden Soldaten und die Ausfuhr von Getreide verhindern. Als aber den Ämtern und Städten befohlen wurde, 10 Rthlr. im Monat für jeden Einspänniger zu bezahlen, da erklärten sie, es wäre ihnen infolge der Armut der Bürger und Untertanen unmöglich, das Geld aufzubringen. Der Adel beschwerte sich gleichfalls über diese Belastung und bat, die Einspänniger wieder abzuschaffen, da sie von den Landständen nicht bewilligt und zu dieser Zeit dem Lande mehr schädlich als nützlich wären, weil sie ihre meiste Zeit mit der Eintreibung ihres Soldes zubrachten. Der Herzog vernahm dies „mit ganz ungnädigem Mißfallen“ und versuchte durch Exekutionen die Gelder einzutreiben. Nun beschwerte sich die Gesamtheit der Landstände auf dem Schweriner Landtag im Dezember 1650 über Adolf Friedrichs Vorgehen. Der erklärte, die Annahme der Einspänniger sei hoch nötig und nützlich gewesen, es wäre daher billig, daß die Landstände diese zum gemeinen Besten angenommenen Bedienten aus Landesmitteln besoldet hätten. Doch wäre er, wenn die Stände vermeinten, daß man zur Sicherheit der Untertanen der Einspänniger nicht mehr bedürfe, bereit, diese wieder abzuschaffen. Dafür hoffe er aber, daß die Stände ihm bei den jetzigen „sorgsamem Leufften“ nach dem Beispiel der benachbarten Fürsten eine Steuer zur Unterhaltung einer „gar geringen Guarnison“, die zur Besetzung der Festungen dienen sollte, bewilligen würden. – Adolf Friedrich wollte also ein stehendes Heer aufrichten. – Die Stände „akzeptierten“ zwar die Abschaffung der Einspänniger, aber zum Unterhalt von Garnisonen etwas beizusteuern, wollten sie sich nicht verstehen. Dies sei dem alten Herkommen zuwider, auch sei das Land ohnehin sehr erschöpft und mit Bezahlung der Landesschulden genügend belastet.

Damit war denn nun das Institut der Landeinspänniger endgültig zu Grabe getragen<sup>9)</sup>. Es sollten 100–150 Jahre vergehen, bis man in Mecklenburg wieder an die Errichtung einer Landespolizei dachte. Auch ein Zeichen dafür, wie sehr das Land durch den 30jährigen Krieg in der Kultur zurückkam.

#### 8. Soldatentum im 17./18. Jahrhundert gelegentlich Landespolizeidienst

Der Schutz des Landes gegen Bettler und Gesindel war fortan wie im Mittelalter in erster Linie Sache der Ortsobrigkeiten. Daneben wurden die Soldaten, im Herzogtum Mecklenburg-Güstrow besonders die Leibgarde zu Roß und die Trabanten, anfangs häufiger, später seltener zu Landespolizeidiensten herangezogen.

Trotz des heftigen Widerstandes ihrer Landstände hatten nämlich die Herzöge ihre Bemühungen fortgesetzt, sich ein stehendes Heer zu verschaffen<sup>10)</sup>, und, gestützt auf verschiedene Reichstagsabschiede, die Stände zu nötigen, ohne weiteres Jahr für Jahr hierfür Steuern zu zahlen. Nach verschiedenen Ansätzen wurde das stehende Heer um die Wende des 17. zum 18. Jahrhundert aufgerichtet, und nach langjährigen harten Kämpfen kam 1717 endgültig ein Vergleich zustande, in dem zwar die Stände eine jährliche Steuer, die sog. ordentliche Kontribution, für die Bezahlung der Garnisons-, Fortifikations- und Legationskosten zugestanden, aber an dem Grundsatz, daß diese und überhaupt jede Steuer ein freiwilliger Beitrag zu den Kosten des Landesregiments sei, nach wie vor festhielten. Außerdem erreichte die Ritterschaft u. a., daß die Hälfte ihres Grundbesitzes steuerfrei blieb und nur ihre Bauern zahlten, obwohl früher die sog. Eigenwirtschaft (Wirtschaft des Ritterhofes) nicht entfernt so groß gewesen und die Gegenleistung für die Steuerfreiheit, der sog. Roßdienst, mit der Veränderung des Kriegswesens im Laufe der Zeit gegenstandslos geworden war. Der letzte Zweck dieser Kämpfe, nach dem Vorbild des Großen Kurfürsten mit Hilfe des stehenden Heeres die Macht der Stände zu brechen, das Steuererhebungsrecht des Landesherrn und die Steuerzahlungspflicht der Stände durchzusetzen und überhaupt einen absoluten Staat aufzurichten, war und wurde nicht erreicht. Das Ergebnis dieser Kämpfe und des Landesgrundgesetzlichen Erbvergleichs von 1755, in dem nach erneuten Kämpfen alle grundsätzlichen Fragen verankert wurden, war ein Sieg der Stände über die Fürsten und den durch sie verkörperten Staatsgedanken. Alles dieses war aber für die später aufgerichtete Gendarmerie von grundlegender Bedeutung<sup>11)</sup>.

Noch im 18. Jahrhundert wurden auch in Mecklenburg-Strelitz die Soldaten gelegentlich zu Landespolizeidiensten herangezogen. So hören wir, daß man durch Soldaten zu Roß (Trabanten) und zu Fuß im Lande Stargard und Ratzeburg Exekutionen vornehmen ließ. Auch wurden sie nach Bedarf zur Unterstützung der Amtslandreiter, Schulzen und Bauern zu den von Zeit zu Zeit vorgenommenen Landesvisitationen kommandiert, wobei überraschend Wirtshäuser, Krüge und Wälder auf Bettler und Vagabunden abgesucht wurden<sup>12)</sup>. Aber in dem Maße, wie Wert und Zahl der Soldaten abnahm, scheint dies in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts immer seltener vorgekommen zu sein.

<sup>9)</sup> Es begegnen uns zwar noch einige Jahrzehnte hindurch „Einspänniger“ in Mecklenburg, aber es sind keine Landespolizeiorgane, sondern regelrechte Soldaten. Im Herzogtum Mecklenburg-Güstrow wird der Name Einspänniger im Laufe der Zeit durch die Bezeichnungen: Reuter, Trabanten, Garde zu Roß, Leibgarde zu Roß ersetzt und scheint in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts endgültig verschwunden zu sein.

<sup>10)</sup> Bereits auf dem Güstrower Landtag im Oktober 1651 beschwerten sich die Landstände, daß ihnen eine Steuer zum Unterhalt der Garnisonen aufgebürdet und z. T. durch Exekution abgefordert würde.

<sup>11)</sup> Hübner, Die ordentliche Kontribution Mecklenburgs, 1911, S. 9 ff.; Schäfer, Mecklenburgs Militärwesen vor und in den Freiheitskriegen, Mecklb. Jahrb. 80, S. 98/100; Tessin, Geschichte des Mecklb. Militärwesens 1648–1718, Rostocker Diss., 1922, Auszug.

<sup>12)</sup> Die dabei aufgegriffenen Bettler und Vagabunden wurden einige Tage bei Wasser und Brot eingesperrt, vom Pförtner (Gerichtsdienner) verprügelt und über die Grenze abgeschoben. Die öfters ertrappten aber wurden zur Zwangsarbeit (Karrenarbeit) verurteilt bzw. ins Werkhaus nach Altstrelitz geschafft.

## 9. „Wert“ der Soldaten des 18. Jahrhunderts

Die Soldaten waren vielfach recht bejahrt, 50- bis 70jährige keineswegs eine Seltenheit. Ja selbst ein 80jähriger in Altstrelitz wohnender Korporal Vogler, der dem herzoglichen Hause einige 60 Jahre gedient hatte, tat um 1795 in Neustrelitz noch Wachtdienste! Ähnlich war es bei den Offizieren, überdies bekleideten sie meist in der Hauptsache ein Hofamt. Die Leibgarde zu Pferde (Gardedukorps) bestand nur aus wenigen „Reutern“ (Trabanten)<sup>13)</sup>, die mehr Bürger als Soldaten, die typische Bürgergarde der guten alten Zeit, darstellte. Sie hatte im Grunde genommen nur dekorativen Wert.

„Der Gardiste war Bürger, trieb bürgerliches Gewerbe und betrachtete seinen Dienst als Nebenverdienst“, heißt es bezeichnenderweise in einem Bericht aus dem Jahre 1795. Die Gardisten dienten nämlich „größtenteils unentgeltlich oder um eine Kleinigkeit“. Als man aber mehr Dienst von ihnen verlangte, da wurden sie „so sehr in ihrem bürgerlichen Gewerbe gestört, daß sie den Abschied gefordert haben“. Das war wirklich keine brauchbare Truppe, die für Landespolizeidienste ernstlich in Frage kam! Ähnlich sah es bei der Garde zu Fuß (Grenadiergarde) in Neustrelitz und bei den kleinen Garnisonen aus, die 9 bzw. 13 Mann hoch zu Altstrelitz und Neubrandenburg lagen. Sie hatten schließlich die Bedingung gestellt, nicht außerhalb ihres Standortes verwandt zu werden. Erst als ihnen dies zugesichert wurde, hatten sie sich bereit erklärt, weiter zu dienen. Selbst für den Garnisonwachtdienst hatte diese Truppe wenig Wert, denn als die Insassen des Altstrelitzer Zuchthauses 1797 ein Komplott geschmiedet und den Versuch gemacht hatten, zu entweichen, da mußte geraume Zeit eine besondere Nachwache angestellt werden, „weil die Militärwache leider zu viele Beweise ihrer Unzuverlässigkeit abgegeben hat“.

## 10. Völliges Versagen der örtlichen Behörden und ihrer Polizeiorgane.

Die Regierung erließ gegen das Gesindel<sup>14)</sup> zwar eine ganze Reihe von Verordnungen, überließ aber deren Anwendung und Ausführung so gut wie ganz den örtlichen Behörden und deren Organen. Welchen Erfolg dies aber hatte, geht in geradezu drastischer Weise aus einer Eingabe des Altstrelitzer Bürgermeisters, Rat Strübing, vom 12. Februar 1794 hervor. „Wie es mit der Polizey hier, ja wie es damit elend im ganzen Lande stehet, ist eine gemeine ausgemachte Wahrheit, . . . auf dem platten Lande . . . bleiben die Polizey Verordnungen ganz außer Beachtung. Es gehet damit, wie in Preußischen Staaten mit der Gelebung der Verordnungen zum Nachsetzen des Deserteurs: Der Schulze bietet die Gemeine auf, wenn er den Canonen Schuß höret, oder der nachsetzende Officier Lärm machet. Schweiget die Canone wieder, und ist der Officier vorüber, denn ist auch jede Aufmerksamkeit des Pflichtigen zu Ende . . . Auf dem platten Lande giebet es erstaunend wenige Landreuter, und die da sind, put-

<sup>13)</sup> 1759 waren es 24 Trabanten. 1765/66 2 Offiziere, 1 Wachtmeister, 1 Trompeter, 1 Korporal, 14 Trabanten. 1771 2 Wachtmeister, 2 Korporale – je 1 unberitten –, 8 Gemeine (Dragoner), später 36, der Etat blieb aber derselbe, so daß sie denselben Sold wie 8 bezogen! 1795 1 Major, 1 Stabsrittmeister, 1 Leutnant, 1 Wachtmeister, 1 Korporal, 1 Trompeter, 1 Gefreiter, 16 etatsm. Gardereiter – davon 6 neu eingestellt, die bislang Stallbediente waren, sie wurden frei, weil Herzog Karl bei seinem Regierungsantritt aus Sparsamkeitsgründen 30 Marstallpferde abschaffte. Von den 16 bezogen 9 je 3 Rthlr. 12 β, 3 je 1 Rthlr. 12 β, 4 je 1 Rthlr. Monatsgehalt. Hinzu kamen noch 16 Vizegardereiter, Neustrelitzer Bürger, die nur ein Holzdeputat und Steuerfreiheit hatten aber keinen Sold bezogen. Sie wurden nur gelegentlich zum Dienst herangezogen; um nicht ganz aus der Übung zu kommen, sollten sie einmal im Monat, möglichst auf einem Sonntag, Wachtdienste tun. Die Gardereiter hatten den Wachtdienst im Schloß und in Neustrelitz zu versehen, bei fürstl. Leichenbegängnissen und beim Besuche fremder Fürsten Ehrendienste zu leisten. Doch mußten sie 1795 zweimal nach Friedland, weil dort Unruhen ausgebrochen waren! Die 8 Pferde wurden aus Ersparnisgründen auf 4 bzw. 5 reduziert, und die sollten auch noch zum Mistfahren und zu anderen Fuhren im Schloßgarten benutzt werden!

<sup>14)</sup> Die Verordnungen und Akten führen davon eine bunte Fülle auf: „raubisch Gesindlein, loses Gesindel, Spitzbuben, Zigeuner, Bettler, starke Räuber, Mörder- und Diebesbanden, Kirchenräuber, fremde Juden, Almosensammler, bettelnde Studenten, Deserteure oder verabschiedete Soldaten, reisende Handwerksburschen, Landstreicher, Vagabunden, Döppken- (Töpfchen-) Spieler, Riemstecher, Wahrsager, Seiltänzer, Marktschreier, Kesselflicker, Lumpensammler, Ratzenfänger, Lotterie- und Puppenkrämer, Spielleute, Wasserträger, Quacksalber“ usw.

zen die Stiefel der ihnen vorgesetzten Beamten, warten bey Tische auf, vertreten Bedienten Stelle und sind . . . nicht im Stande, ihrer primären Pflicht Genüge zu leisten . . . In den Städten, wenigstens in den mehresten, stehet es nicht besser. Der Polizey Diener ist mehrentheils Nachtwächter, Raths-Diener und wohl oben drein Thor-schreiber. Selten ist er zur Ausrichtung eines Polizey Geschäfts zu haben, und seltener ist er dazu zu gebrauchen. Mit den Armen Voigten siehet es nicht tröstlicher aus, sie fehlen entweder ganz oder wenn sie auch vorhanden sind, so sind sie in zu geringer Anzahl da.“

#### 11. Erneute unzureichende Versuche mit der Annahme von Landespolizeiorganen.

Allerdings hören wir gelegentlich von Versuchen zur Aufrichtung einer Landespolizei. So hatte bereits im Jahre 1732 die herzogliche Regierung den Ständen (Ritter- und Landschaft [-Städte]) des stargardschen Kreises vorgeschlagen, „weiln das Land mit unsäglich vielen Vagabunden und Bettel-Leuten angefüllt“, einige gemeinschaftliche „Land Reuter“ zu halten, um „das lose Gesindel zu verjagen“. Als die Regierung aber einen genaueren Vorschlag einreichte, lehnten die Stände – offenbar in Hinblick auf den von ihnen verlangten Kostenbeitrag – das Projekt ab, weil sie „dasselbe dem Lande nach diesen Zeiten höchst projudicirlich“ befunden hätten. Sie erklärten noch, der Herzog würde auch „ohne dem sein hohes jus territoriale ohne Ritter- und Landschaft Beschwerde aufrecht zu erhalten und dero getreueste und unterthänigste Vasallen, Landeseingesessenen und Untertanen des landesväterlichen Schutz angedeyen zu lassen gnädigst geruhen“. Die Regierung sah daraufhin von ihrem Projekt ab. Als aber hernach verschiedene schwerinsche und pommersche Ämter solche Landreiter bestellten und daher alles Gesindel ins Strelitzer Land hineingejagt wurde, beschloß im Jahre 1736 die Regierung doch, einige Landreiter in den Ämtern anzunehmen. Sie machte damit im Amte Mirow den Anfang und forderte die Stände auf, sich an dieser Einrichtung zu beteiligen, damit das aus den Ämtern vertriebene Gesindel seine Zuflucht nicht im Gebiet der Ritterschaft und Städte nehme. Die Stände müssen wiederum eine Beteiligung abgelehnt haben. Anscheinend haben sie dabei nach Schweriner Vorbild erklärt, daß der Landesherr verpflichtet sei, allen Eingesessenen den nötigen Schutz zu leisten, da hierfür die Kontribution bezahlt würde. Daraufhin nahm die herzogliche Kammer sechs Landreiter fürs Domanium an. Für ihre Besoldung erhob man von den Pächtern jährlich  $\frac{1}{4}$  Prozent der Pacht als Landreitergeld. Bewährt hat sich diese Einrichtung aber nicht<sup>15)</sup>. Die Landreiter scheinen bald abgeschafft zu sein, denn schon 1745 baten die Stände den Herzog, das böse herumvagierende Gesindel durch die Gerichtsbedienten und Schließler unter Aufsicht „gewisser zu bestellender hochfürstl. Land und Distrikts Reuter“ über die Grenze bringen zu lassen. 1754 wurden wiederum einige Landreiter von der Regierung bestellt. Im Hinblick auf die bislang gemachten Erfahrungen scheint die Regierung darauf verzichtet zu haben, die Stände um eine Beitragsleistung zu ersuchen, sie bat die Stände unter Mitteilung der Instruktion für die Landreiter nur darum, diese bei der Ausübung ihres Amtes zu unterstützen und zu überwachen. Nach dieser Instruktion sollte der Landreiter seinen Beritt nötigenfalls mit Unterstützung der Schulzen und Bauern von hausierenden Juden und Judenweibern, Vagabunden, Bettlern und anderem losen verdächtigen Gesindel rein halten, die Bettler und Vagabunden über die Grenze bringen, die Verbrecher aber beim Amte abliefern. Die Zuständigkeit der Landreiter erstreckte sich aber schon auf Ritterschaft und Städte, denn auch dort hatten sie die Krüge zu revidieren. Allerdings sollten sie, falls sie dort Bettler und andere verdächtige Leute finden würden, es den Obrigkeiten nur anzeigen, „damit solche selbst zu derselben Verjagung oder Arrestierung Anstalt machen können“. Auch auf heimliche Werbungen, auf die Befolgung der Feuerordnung, des Haltens von Nachtwachen in den Dörfern, der Heilighaltung der Sonn- und Feiertage, auf das Tabakrauchen in der Nähe der Häuser, auf Dreschen und Hanf- und Flachsbrechen bei

<sup>15)</sup> Nach frdl. Mitteilung von Herrn Dr. Endler-Neustrelitz aus zerstreuten Domanialakten des dortigen Hauptarchivs.



Kienspanbeleuchtung, auf Zolldefraudationen, auf Innehaltung der Zwangs- und Bannrechte, auf frei ohne Knüppel herumlaufende Hunde usw. hatten sie zu achten. Schließlich wurde den Landreitern eingeschärft, da sie ihre Besoldung hätten, sich bei Strafe der Entlassung nicht zu unterstehen, „von den Unterthanen das allgeringste an Geld, Futter für das Pferd, Essen oder Trinken und andere Sachen zu fordern noch zu nehmen, vielweniger sich bey ihnen einzuquartieren, mit ihnen Handel und Wandel zu treiben oder den Frey- und Bauer Schultzen ihr Ungemach gelegentlich zu vergrößern“. Auch sollten sie sich nicht anmaßen, jemand „wegen versäumter Reinigung der Feuerstellen p. p. in Geld Strafe zu setzen, vielweniger auszupfänden, sondern solches nur dem Amte melden.“

Aber auch diesen Landreitern scheint nicht viel Erfolg beschieden gewesen zu sein. Sie scheinen nicht viel getaugt zu haben, denn gelegentlich werden sie als „Halunken“ bezeichnet. Im Laufe der Zeit wurden sie immer mehr zur Verrichtung von Geschäften der Amtsverwaltung und zu Exekutionen benutzt. Offenbar waren sie gegen Ende des Jahrhunderts mit den alten Amtslandreitern verschmolzen. Wiesen doch die Stände in einer Eingabe an die herzogliche Regierung vom 22. Dezember 1789 darauf hin, daß, obwohl „die erste Bestimmung der Landreuter mit dahin gehet, auf die Bettler und Vagabonden ein wachsameres Auge zu haben und das platte Land von selbigen rein zu halten, sie dieser ihrer Bestimmung nicht mehr entsprechen, vielmehr von den Beamten lediglich nur zur Ausrichtung ihrer Amts- und sonstigen Geschäfte gebraucht würden“.

Länger hielten sich diese besonderen Landreiter im Lande Ratzeburg. Hier besaß man noch um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts eine besondere „Polizeyanstalt zur Abwendung von (fremden) Vagabonden“, die aus zwei „Landreitern“ bestand, von denen der eine in Ratzeburg, der andere in Schönberg wohnte. Sie werden zuerst im Staatskalender für 1798 aufgeführt, da aber in dem für 1800 noch ein emeritierter dritter erscheint, so ist anzunehmen, daß dies Institut schon seit einer Reihe von Jahren – vielleicht schon seit 1754 – vorhanden war <sup>16)</sup>.

Man sieht: überall nur tastende Versuche und halbe Maßnahmen. Der Anstoß zur Errichtung einer ständigen Landespolizei sollte von außen kommen.

Fortsetzung folgt

<sup>16)</sup> Auch in Mecklenburg-Schwerin mühte man sich mit ähnlichen Versuchen und Notbehelfen zur Aufrichtung einer Landespolizei ab: 1732/33 und 1740 ff. Distriktsreiter, 1749 Landdragoner. Später wurden von dem 1760 errichteten Husarenkorps besondere Kommandos ausgeschiedt, doch waren diese Husaren regelrechte Soldaten, die nur gelegentlich Landespolizeidienste taten. Witte, Kulturbilder aus Alt-Mecklenburg <sup>2</sup>, 1912, II, S. 24–87.

# Otto Piper, der Burgenforscher

Von Annalise Wagner

Der Burgenforscher Dr. h. c. Dr. jur. Prof. Geh. Hofrat, Archäologe, Schriftsteller, Historiker und Denkmalpfleger Otto Piper ist wahrscheinlich nur noch wenigen Menschen der jüngeren Generation bekannt.

Seine zwei kleinen plattdeutschen Bändchen „Ut ne lütte Stadt“ und „In'n Middeltrog“ sind nur in kleiner Auflage erschienen und auch sicher nur bei wenigen Landsleuten noch im Bücherschrank vorhanden.

Die Liebe zur mecklenburgischen Heimat hat Otto Piper stets bewahrt, auch wenn er sich Süddeutschland als Wahlheimat erkor.

Geboren zu Röckwitz, zwischen Treptow und Stavenhagen, am 22. 12. 1841 als Sohn eines Landpfarrers, gestorben zu München am 23. 2. 1921 als anerkannter Wissenschaftler und Burgenforscher.

Nach dem Besuch des Gymnasiums in Neubrandenburg studierte er Rechtswissenschaft in Rostock, Berlin und München. Danach Praxis eines Anwalts und Notars in Rostock, Schriftleiter des Niederrheinischen Kurier in Straßburg i. E., Chefredakteur der Düsseldorfer Zeitung. Stets hatte er noch Muße, seinen literarischen Neigungen nachzugehen, so entstanden die „Rheinischen Spaziergänge“ und einige Arbeiten über Goethe und Heine. Daneben wurde das Fundament zu seiner großen Lebensarbeit gelegt: Viele Wanderungen und Reisen führten ihn an den Rhein und durch West- und Süddeutschland, um die Burgen Deutschlands kennen zu lernen.

Nach den unruhigen Jahren am Rhein zog es ihn wieder in die Heimat, und er nahm einen Ruf als Bürgermeister der kleinen Ackerbürgerstadt Penzlin 1879 an, das er 10 Jahre treu verwaltete. Das Kleinstadtleben ermöglichte ihm auch seine wissenschaftlichen Arbeiten an der Burgenforschung fortzusetzen. Trotzdem hat er für die kulturelle Entwicklung der Stadt Penzlin viel Gutes getan, besonders auf dem Gebiet des Schulwesens und der Musik. In die Penzliner Zeit fällt auch seine Mitarbeitertätigkeit an der Täglichen Rundschau, deren Mitbegründer er wurde. Dabei trat er in engen kulturellen Austausch mit allen bedeutenden Literaten, Dichtern, Philosophen und Gelehrten seiner Zeit.

1889 gab er das Bürgermeisteramt auf und zog mit seiner Familie nach Konstanz in ein Landhaus, um ganz der wissenschaftlichen Burgenforschung leben zu können. Hier vollendete er die Arbeit über die Burgen des deutschen Sprachgebietes. Er war kein Forscher im üblichen Sinne, grundsätzlich wiederholte er in seiner Arbeit nicht das schon von anderer Seite Festgestellte, nur das Selbsterforschte galt etwas. Ihn interessierte u. a. das Bauwesen und die Geschichte der Burgen, die Steinmetzzeichen und alte Zahlzeichen, der Wohnturm und der Bergfried, die vorgeschobenen Wehrbauten und die Burgstraße, Gräben und Tore, Zinnen und Schießscharten, Ringmauern, Wehrgänge, Palas, Fenster, Erker, Türen, Freitreppen, unterirdische Gänge, Kapellen und die ganze Mauertechnik. Das alles erarbeitete er sich und verglich es mit der römischen und mittelalterlichen Befestigungsweise. Auch die heimischen Burgen seiner engeren Heimat hat er mit erforscht: Ramelow, Schwichtenberg, Galenbeck, Stargard, Blumenhagen (Weisdin), Fürstenhagen u. a.

1893 zog er mit seiner Familie nach München, um seine Arbeit zu beenden und dem Verleger, den er jetzt gefunden hatte, nahe zu sein. Seine deutsche Burgenkunde hat mehrere Auflagen erlebt. Er gab diesem Standardwerk ein Lexikon bei über 3250 deutsche Burgen mit kurzer Beschreibung. Die über 600 Zeichnungen zu diesem Werk schuf er selbst.

Otto Piper ging es anfangs nicht anders als Heinrich Schliemann. Wie konnte ein Großkaufmann archäologische Entdeckungen und Ausgrabungen machen, wie konnte ein Jurist wie Otto Piper die Burgenkunde zur Wissenschaft erheben? Vorurteile und Ablehnungen gab es reichlich, bis aber eines Tages seine Arbeit als „Wissenschaftliche Großtat“ anerkannt wurde! „Zwei österreichische Förderer der Wissenschaft: Fürst Liechtenstein und Graf Wilczek gaben Otto Piper den Auftrag, die österreichischen Burgen zu erforschen.“ Von 1902–1909 hat Otto Piper in acht Bänden mit mehr als 2000 Abbildungen diese große Arbeit bewältigt. In unzähligen, oft recht beschwerlichen Wanderungen zeichnete, fotografierte und vermaß er die vielen Burgen, wobei Wind und Wetter oft Gefahr und körperliche Anstrengungen mit sich brachten.

Am 70. Geburtstag wurde der unermüdete Forscher von der Rostocker Universität zum Dr. phil. honoris causa ernannt.

Nach einem arbeitsreichen, aber erfüllten Leben schloß er im 80. Lebensjahr in München die Augen.

Wir haben aus dem von seinem Verlegersohn Reinhard Piper herausgegebenen Werk „Jugend und Heimat“ einige Seiten als Beitrag zur „Kindheit in Mecklenburg“ zusammengestellt. Dieses kleine biographische Werk ist wiederum aus dem handschriftlichen Manuscript „Erinnerungen aus acht Jahrzehnten“ von dem Sohn zusammengestellt.

\*

„Auf dem Pfarrhofe zu Röckwitz also bin ich am 22. Dezember 1841 als jüngstes von vier Geschwistern, darunter drei Knaben, geboren. – Anders als die Mutter war unser viel kränkelder Vater eine durchaus ernste Natur. Lachen oder auch nur ein Scherzwort waren etwas ihm fast völlig Fremdes. Er lebte auch fast nur für sich, las, besorgte seine geringen Amtsgeschäfte, die Landwirtschaft und seine Bienen.

Mit uns Kindern sprach er, solange wir noch nicht erwachsen waren, nur das Notwendige, und da wir mit Schul- und Arbeitsstunden und Spazierengehen fast den ganzen Tag nur mit dem Hauslehrer zu tun hatten, im übrigen aber uns nur an die Mutter hielten, so mochten oft genug Wochen hintereinander vergehen, während welcher wir mit dem Vater nur das tägliche „Guten Morgen“ und „Gute Nacht“ wechselten. Für diese Schweigsamkeit im Kreise der Familie pflegte er sich, wenn Besuch bei uns, oder wir anderwärts zu Gäste waren, durch um so eifrigere Beredtsamkeit gewissermaßen schadlos zu halten.

Ein gewisses Unabhängigkeitsgefühl mag ich von dem Vater geerbt haben. Es kam das bei ihm besonders durch das völlige Fehlen einer irgendwie byzantinischen Gesinnung zum Ausdruck, und so war er vorzugsweise auf das Gottesgnadentum schlecht zu sprechen. Wohl mehr als einmal habe ich ihn sagen gehört: „Was, von Gottes Gnaden! Wir alle sind das. Ich bin von Gottes Gnaden Pastor zu Röckwitz und Mohnk ist von Gottes Gnaden mein Statthalter.“ So pflegte er unter anderem auch wohl auf das festliche „Eintriumphieren“ der regierenden Herren in von ihnen besuchte Orte zu schelten.

Mir leuchtete solche Denkweise, seit ich darüber eine Meinung haben konnte, um so mehr ein, als wir Knaben durch die griechischen und lateinischen Prosaisten und die alte Geschichte überhaupt ja zu der Überzeugung erzogen wurden, daß die Republik doch die eigentlich ideale Staatsform sei.

Unsere Mutter, welche schon mit siebzehn Jahren geheiratet hatte, ist also auch zur Zeit meiner Geburt noch ganz jung gewesen. Gleichwohl habe ich sie nie anders als mit einer großen, aus Tüll, Spitzen und bunten Seidenbändern zusammengesetzten Haube gesehen, denn solcher Kopfputz gehörte damals noch unbedingt zur Kleidung jeder Ehefrau unseres Standes.

Wie der Vater seiner Beschäftigung nach in erster Linie Landmann war, so stand die Mutter mit Recht in dem Rufe einer besonders tüchtigen Land- und Hauswirtin, und es kam das hier besonders in Betracht, da unser Leben gewissermaßen auf eine möglichste Unabhängigkeit davon, was eine Stadt bieten konnte, eingerichtet war. So wurden in der eigenen Wirtschaft Lichter, Seife, Kartoffelmehl, Garn, alle Arten von Backwaren, selbst das Bier für die Leute – bescheidenerweise nur „Trinken“ genannt – und dergleichen mehr hergestellt.

Auch die Anzüge von uns Knaben – bis auf die langschäftigen Stiefel, derbe Machwerke des Dorfschulmeisters in Zwiedorf, der eigentlich seines Zeichens ein Schuster war – fertigte unsere Mutter mit Hilfe des Stubenmädchens an. Sie bestanden, bis wir in die Stadt aufs Gymnasium kamen, einfach genug nach dem damaligen Brauche aus langen Beinkleidern und einem von einem Ledergürtel zusammengehaltenen Kittel, meistens aus buntem, etwa blau, grün oder rot kariertem Zeuge. Ein Prachtanzug wurde so für mich einmal aus einem blauen Leibrock mit vergoldeten Knöpfen hergestellt, den der Großvater getragen hatte. Ähnlich gab damals für Frauen und Mädchen ein gebogenes großes Stück Pappe mit einem Überzug von Kattun einen selbstgemachten, ebenso einfachen als zweckmäßigen „Helgoländer“ Sommerhut.

Desgleichen lieferten uns Kindern die Gänse die Schreibfedern, die eigenen Haare die freilich etwas steifen Malpinsel und ausgediente Galoschen des Vaters das Radiergummi. Unser Spielzeug wußten wir uns meistens selbst zu machen, so aus wildem Flieder „Schnirzen und Ballerbüchsen“ (Spritzen und Luftpistolen), aus Weidenzweigen Flöten, aus Wollknäueln mit gehäkeltem Überzug Bälle, ferner Bogen, Pfeile, Stelzen, Drachen und so weiter. Besonders erfreut waren wir aber auch, wenn wir einmal die Erlaubnis bekamen, uns vom Dorftischler Abfallklötze aller Art zu erbitten, welche man dann weiter im Rademacherschauer verarbeiten konnte.

Wie geringer Aufwendung bedurfte es auch, um bei der Weihnachtsbescherung uns Kinder in volles Entzücken zu versetzen! Die Kerzen waren aus einem enge gedrehten Wachsstock hergestellt und an die Zweige des Tannenbaumes geklebt, und zur Herstellung seiner ganzen Pracht genügten im übrigen vergoldete und versilberte Äpfel und Walnüsse, aus buntem Papier geschnittene Girlanden und kleine selbstgebackene Kuchen.

Und dann die Geschenke! Einige bunte Bilderbogen aus „Neuruppin, zu haben bei Gustav Kühn“ erschienen uns schon allein als ein Schatz.

Einmal, als ich mich besonders reich beschenkt fand, fragte ich nachher die Mutter, ob ich wohl für einen ganzen Taler bekommen hätte. Sie ließ sich darauf ein, mir das vorzurechnen, und es kamen sogar noch einige Schillinge mehr heraus, wobei ich mir freilich nicht sicher bin, ob sie nicht zu Gunsten solchen Ergebnisses manches reichlich hoch angesetzt hatte.

Was wäre freilich auch in Stavenhagen, wo die Mutter an einem kurzen Nachmittage alle Weihnachtseinkäufe erledigte, viel Kostbares zu haben gewesen!

Von einem unserer Hauslehrer bekam ich einmal Andersens Märchen geschenkt, die eben damals in Deutschland sehr in Aufnahme gekommen waren. Aber es wollte mir nicht recht in den Sinn, wie „Märchen“, anstatt so schön von Königstöchtern, Menschenfressern und Feen, von Zinnsoldaten, Blumen und dergleichen handeln konnten. Andererseits habe ich nie recht verstanden, wie andere Knaben nichts Schöneres kannten als „Indianergeschichten“. Ich habe solche fast nie gelesen. Zu meinen im Hause vorhandenen Lieblingsbüchern gehörte dagegen eine dickleibige Geschichte der Befreiungskriege mit vielen Schlachtenbildern, die freilich – auch in ihrer bedenklichen Ähnlichkeit untereinander – gewiß nicht von einem großen Meister herührten.

Obgleich schon am Ausgang des 18. Jahrhunderts in Hamburg mit der Zigarrenfabrikation begonnen worden war, kannte man in meiner frühen Jugendzeit in unsern

Kreisen das Rauchen nur aus Pfeifen. Der Tabak wurde in großen Rollen eingekauft, und zu seiner Verkleinerung hatten wir eine eigene Tabakschneidemaschine. Für etwaigen Besuch stand dann immer eine Anzahl fertig gestopfter langer Pfeifen bereit, und während desselben drängten wohl wir Knaben uns dazu, die ausgerauchten zu reinigen und wieder frisch zu stopfen.

Auch die nicht lange vor meiner Geburt erfundenen Zündhölzer, plattdeutsch Riethölter (Reißhölzer) oder Schwebelsticken genannt, kamen zu meiner Zeit erst langsam in Gebrauch. Sie ließen auch wohl anfangs noch zu wünschen übrig, denn ich erinnere mich, daß einmal, als meine Mutter die Köchin fragte, ob die neugekauften Streichhölzer etwas taugten, diese antwortete: „Je, rieten dohn se woll, äber se brennen man nich!“

Mein Vater hatte eine große Döbereiner'sche Platinzündmaschine, die aber, soweit ich zurückdenken kann, nicht in Ordnung war, und so pflegte er sich denn zum Anzünden seiner Pfeife aus dem Ofen oder dem Küchenherde, wenn da Feuer war, mit vielgliedriger Zange eine Kohle zu holen.

In der Hauswirtschaft benutzte man, und gewiß seit uralten Zeiten, zum Feuermachen eine „Feuerlade“, bei deren Handhabung durch Stahl und Feuerstein erzeugte Funken verkohlte Zeuglumpen zum Glimmen brachten, woran Papierstückchen, die an einem Ende mit Schwefel betupft waren, angezündet wurden.

Unlängst habe ich solche, gewiß nur noch selten vorhandene, alte Feuerlade auf Wunsch des Grafen Wilczek, der sie bei mir sah, für die Altertumssammlungen seines berühmten Schlosses Kreuzenstein gestiftet.

Die heute fast vergessenen Fidibusse, deren Anfertigung uns Kindern oblag, durften im Haushalte nie mangeln, und der mit Stickerei gezielte Fidibusbecher war ein beliebtes Geschenk von weiblicher Hand.

Zur Ausrüstung über Land gehörte für den Raucher außer der kurzen Pfeife und dem aus einer Schweinsblase hergestellten Tabaksbeutel Feuerstein, Stahl und Schwamm, während unser Vater selbst mit seiner l a n g e n Pfeife aufs Feld ging.

Auch an die häusliche Beleuchtung wurden zu meiner Kinderzeit nur noch erst recht bescheidene Anforderungen gestellt. In der Küche und der Leutestube hatte man zinnerne Lampen, die wie die schon zu Pharaos Zeiten gebrauchten auf dünnem Fuße eine kleine offene Schale für das Öl hatten, aus welcher ein selbstgefertigter Docht hervorragte, und in unserem Wohnzimmer mußte für die ganze um einen runden Tisch sitzende Familie ein selbstgezogenes und von Zeit zu Zeit mit der Putzscherre zu schnäuzendes Talglicht genügen. Erst später wurde hier als eine zu bewundernde Verbesserung eine Rüböllampe mit Zylinder und Glocke in Gebrauch genommen.

Auch in dem, was mit der Post zusammenhing, kannten wir nur recht ursprüngliche Zustände. Briefumschläge mußte man sich in Ermangelung fertig käuflicher mühsam aus großen Bogen zurechtschneiden, und dann mußte der Postmeister bei jedem Brief nach Meilen der Entfernung ausrechnen, wieviel er an Schillingen und Pfennigen kostete. Postanstalten gab es nur in den Städten, und an die Möglichkeit einer Bestellung außerhalb ihres Weichbildes dachte niemand. So konnte es denn, wenn nicht gerade „Gelegenheit“ nach Stavenhagen gewesen war, bei uns vorkommen, daß Briefe und Zeitungen, die vielleicht für uns höchst interessante Nachrichten enthielten, dort wochenlang unabgeholt liegenblieben.

Für die bessere Jahreszeit war das schönste an unserem Wohnsitz ein besonders großer Garten mit ausgedehnten Zieranlagen – größtenteils erst das Werk unserer Mutter – und außer Waldbäumen so vielen Obsttragenden, daß, obgleich sie hohen Alters wegen zum größten Teil nur noch wenig fruchtbar waren, wir in günstigen Jahren wohl zweihundert Scheffel\*) davon ernteten. Auch vom Beerenobst war mehr

\*) 1 Scheffel = 70–80 Pfund

da, als in der Küche verbraucht und von uns Kindern vernascht werden konnte. Eine finstere Fichtenallee führte zu einem künstlichen Aussichtshügel, von welchem der eigentümliche Name „Freudenhümpel“ überliefert war.

Teile des Gartens wurden mir freilich verleidet durch die Häuser und Kasten, in welchen der Vater mit besonderem Interesse – übrigens ohne auf den Gewinnertrag für die Wirtschaft viel Wert zu legen – die Bienenzucht betrieb. Wenn er mich einen „Helden“ schalt, daß ich vor so kleinen Tieren davonlief, vermaß ich mich zu meiner Rechtfertigung wohl, mich gegen einen Löwen zu wehren, nicht aber gegen ein so hinterlistig stechendes Insekt, mit welchem man nicht „kämpfen“ könne.

Die Einnahmen der Pfarre bestanden durchaus der Hauptsache nach aus den Erträgen der Landwirtschaft, welche der Vater mit Hilfe seines „Statthalters“ Mohnke selbst betrieb. Sie war eine verhältnismäßig nicht unbedeutende. So hatten wir unter anderm sechs Pferde, etwa zehn Kühe und einige hundert Schafe, und zur Sommerzeit stieg einschließlic zweier Hütejungen die Zahl eigener ständiger Arbeiter auf fünfzehn Köpfe.

Von den Pferden erinnere ich mich aus meiner Kinderzeit der im Geschirr neben-einander gehenden Braunen „Besserdich“ und „Jakob“. Einander recht ungleich war jenes ein melancholisches Tier, welches seinen Namen daher erhalten hatte, daß es stets mager blieb, während dieses immer kugelrund war und auch noch mit zwanzig Jahren vor Vergnügen hinten ausschlagen konnte. Es hat zuletzt das Gnadenbrot erhalten.

An den Wirtschaftshof knüpft sich auch das Bild, welches mir, wie das wohl der Fall zu sein pflegt, als ein vereinzeltes frühestes aus meiner Kinderzeit im Gedächtnis haften geblieben ist. Es handelt sich um den freilich auch besonderen Vorfall, daß ich einmal verlorengegangen war.

Es war an einem schönen Sommertage in der Rapsernte. Das auf einer Scheunendiele ausgerittene Stroh war gewohntermaßen draußen daneben zu einer Miete aufgeschüttet worden, und ich war, eine Bilderfibel mit mir tragend, hinaufgeklettert, hatte mir oben zum Schutz vor der Sonne eine tiefe Kuhle gemacht und war, darin sitzend, eingeschlafen. Nachdem man mich dann zum Mittagessen schon überall vergebens gerufen und gesucht hatte, fand mich endlich einer der Knechte, worob denn auch hier die Freude über den verlorenen und wiedergefundenen Sohn. „Un’n Lesbok hett lütt Otting uck all bi sik“, sagte einer der Leute. So sind mir auch mein langes Leben hindurch Bücher aller Art wohl das Unentbehrlichste geblieben.

Wenn der nordische Winter härter und länger war als erwünscht, so brauchten wir bei mangelhaft schließendem Fenster – doppelte kannte man noch nicht – wenigstens mit dem Einheizen nicht zu sparen, da uns bestallungsgemäß so viel Buchenstammholz zu liefern war, daß der für sich abgesonderte Holzhof nie annähernd leer wurde.

Der jedermann am meisten bemerkbare Bote des danach endlich wieder kommenden Frühlings war der ja leider viel seltener als damals gewordene Storch, und es war alt und jung eine wahre Freude, wenn dieser zum ersten Male wieder von unserer großen Scheune herab den Leuten des Pfarrhofs und weit über das stille Dorf hin durch fröhliches Klappern anzeigte, daß er nach dem weiten Fluge von Afrika her sein altes Nest glücklich wieder erreicht habe. Vielleicht wollte er damit auch dafür danken, daß man ihm dieses, wie es bei uns stets geschah, nach den Unbilden der rauhen Jahreszeit wieder sorgsam instand gesetzt hatte. Die Kinder aber sangen zu ihm hinauf den alten Vers: „Adebohr, du roder, bring mi’n lütten Broder. Adebohr, du Bester, bring mi ne lütte Schwester.“ Auch das Leben der danach entstandenen Storchenfamilie konnten wir schon vom Wohnhaus aus mit allem Interesse beobachten, und uns fehlte wahrhaft etwas, wenn schon in der Erntezeit eines Tages das Nest wieder leer geworden war. –

Mein durch die Wolder Ruine gewecktes Interesse für alte Burgen wurde zunächst dadurch in die Tat umgesetzt, daß ich es unternahm, mir selbst eine solche zu bauen. Zwei kleine Haufen von Lehm und meistens zerbrochenen Ziegelsteinen fanden sich irgendwo in einem Winkel unseres Hofes, und ich trug mir dies Baumaterial mühsam in den Garten, wo ich unter alten großen Haselnußbüschen einen mir geeignet scheinenden Bauplatz gefunden hatte. Ich begann meinen Burgbau mit einem für solchen kennzeichnenden runden Hauptturm von einem Gesamtdurchmesser von wohl zwei Ellen. Die Arbeit war indessen noch nicht weit vorgerückt, als leider mein Vater dazukam und mein schönes Vorhaben für großen Unsinn erklärte, statt dessen ich lieber die Nase in meine Schulbücher stecken sollte. Der mir verleidete Bau blieb danach vorerst als junge Ruine liegen, und bei der nächsten großen Frühjahrsreinigung des Gartens wurde dann der „Pröhl“ bis auf die letzte Spur wieder fortgeräumt. –

Erst neun Jahre alt, wurde ich nebst meinem zwei Jahre älteren Bruder Rudolf auf das Gymnasium zu Neubrandenburg gebracht, welches der älteste Bruder Wilhelm schon früher bezogen hatte.

Erschien es mir ja nun schon an sich als etwas Wunderschönes, in einer Stadt zu leben, so hatte ich dabei noch das Glück, daß es sich hier um eine solche handelte, welcher zumal unter den Kleinstädten im ganzen Norddeutschland an mannigfacher Schönheit kaum eine gleichkommt. Die schmuckvollen gotischen Ziegelbauten der Marienkirche und der Stadttore sowie die Ringmauer mit ihren Wiekhäusern und Fangeltürmen haben, zumal in ihrer fast völligen Unversehrtheit, überhaupt kaum ihresgleichen. Ringsum zieht sich der zum Teil dreifache Wall jetzt als Spazierweg mit alten Bäumen hin, und in geringer Entfernung schließt sich daran, besonders um einen großen See, eine anmutige waldreiche Hügellandschaft.

Aber freilich, nachdem der erste Reiz des neuen Wohnortes verflogen war, mußte ich mich fragen, was doch das alles gegen die Heimat sei, und so pflegte ich denn auch noch später, bis ich völlig erwachsen war, immer in der ersten Zeit nach den Ferien in ganz krankhafter Weise an Heimweh zu leiden.

Soweit aus den Erinnerungen „Kindheit in Mecklenburg“.

## Steinindustrie im Kreise Neustrelitz

Von W. Karbe († 1956)

Im Anfang war der Stein! Das heißt, die menschliche Kultur beginnt mit der Bearbeitung des Steins. Allerdings wurde nicht jeder beliebige Stein in Anspruch genommen, sondern gewissermaßen nur der Feuerstein oder dessen Ersatz in Gestalt von Quarzit, Jaspis und dergleichen. Zu solchem brauchte man in unserer Gegend nicht zu greifen, denn hier hatten die Gletscher der Eiszeit gewaltige Mengen von rügenschem und anderem Feuerstein abgelagert, so daß es den zuerst hier erscheinenden Menschen an Rohmaterial keineswegs mangelte. Daher entstanden bereits vor etwa 10 000 Jahren die ersten Werkstätten des Landes auf Sandstellen im Moor oder an Gewässern, dort hat sich das mittelsteinzeitliche „Bibervolk“ sein Kleingerät, die sogenannten Mikrolithen hergestellt; durch Splitterstreuung machen sich solche Stellen kenntlich genug.

Fünftausend Jahre später, in der jüngeren Steinzeit, sah die Sache schon anders aus. Nicht etwa, daß der Feuerstein aus der Mode gekommen wäre, im Gegenteil, der Bedarf an Großgerät war nun so stark, daß solches auf dem Handelswege von Rügen bezogen wurde. Aber die Abnehmer mußten die schnell sich abnutzenden großen Flintkeile häufig nachschleifen und damit trat der Sandstein in den Kreis der vorgeschichtlichen Industrie. Der Grünstein oder Diorit schloß sich an. Das ist ein äußerst zähes Gestein, läßt sich aber – im Gegensatz zum Flint – durchbohren. So entstand denn der als Waffe sehr brauchbare Streithammer, welcher zum Symbol der im Laufe der Zeit auch in unserer Gegend sich entwickelnden Germanen wurde. Daß diese bis zu ihrer Bekehrung den Hammergeott Donar oder Thor verehrten, ist ja bekannt genug.

Aber auch der Grabkultus nahm nunmehr eine Form an, bei welcher die hier so zahlreichen großen Findlinge Verwendung fanden, denn es wurden die sogenannten Hünengräber errichtet. Der Name besagt schon, daß man das Heranschaffen und Aufstellen so gewaltiger Blöcke wie sie hierzu benutzt wurden, einem Geschlecht von übernatürlicher Größe zuschrieb, aber die in solchen Gräbern gefundenen Skelettreste gehen in keiner Weise über das noch heute geltende Normalmaß hinaus. Also die physische Stärke allein machte es nicht, aber man hatte sich die Grundlagen der Technik und Statik zu eigen gemacht und so kamen denn mit Hilfe von Rollen, Hebeln, der schiefen Ebene, sowie der Kollektivarbeit die Hünengräber zustande. Da aber längst nicht alle Findlinge von Natur so gestaltet waren wie es die Grabbauten verlangten, zu der wenigstens eine gerade Fläche benötigt wurde, so kamen auch die Anfänge der Sprengtechnik und Steinmetzkunst zur Anwendung. Man machte sich mit der Struktur der Granit- und Gneisblöcke vertraut, versah sie mit reihenweise angeordneten Löchern, in welche Keile von trockenem Weidenholz getrieben wurden. Wurde auf diese dann Wasser gegossen, so fielen die Blöcke meistens ohne viel Ach und Krach in der gewünschten Form auseinander. Diese Art der Sprengtechnik hat sich die Jahrtausende hindurch bis in die Neuzeit hinein erhalten. Ein höchst beachtenswertes Beispiel davon findet sich im Rosenholz bei Hohenzieritz. Es kann sich zum mindesten mit dem in der Zeitschrift des Heimatbundes „Mecklenburg“ 33. Jahrgang 1938 Heft 1 abgebildeten „Monatsstein von Hinzenhagen“ messen, welchen Professor Beltz „das schönste Schaustück mittelalterlicher Sprengtechnik, das ihm begegnet sei“, nennt und noch hinzufügt, es sei traurig genug, daß von den paar Sprenglochsteinen, die noch erhalten sind, bisher kein einziger in ein Museum gebracht ist. Dieser Ausspruch wird vielleicht dazu führen, daß der Rosenholzstein zunächst wenigstens unter Denkmalschutz gestellt wird.

Mit den eigentlichen Hünengräbern ist es sonst im Kreis Neustrelitz nur schlecht bestellt. Den traurigen Überrest eines solchen kann man bei Retzow unweit Mirow



sehen, aber den richtigen Begriff eines solchen bekommt man davon nicht, zu diesem Zweck müßte man sich schon nach Klein-Görnow am Warnowtal begeben.

Außer den Hünengräbern gibt es nun aber auch noch Hünenhacken. Das sind Feldsteine mit Vertiefungen, von denen es hieß, die Hünen hätten sie mit ihren Hacken da hinein getreten. In Wahrheit aber sind es die ersten Mühlen der Menschheit, die überall da, wo mit dem Getreidebau begonnen wurde, in fast gleicher Form benutzt wurden. Denn gemahlen mußte das Korn ja werden. Man schüttete es also auf einen Granitstein mit glatter Fläche, wie ihn ja die Natur nicht selten bietet, nahm in jede Hand einen meist aus Quarzit bestehenden Mahlstein und begann zu reiben. Wenn es nun auch kein feines Mehl gab, so doch wenigstens Grütze und die war ja auch, bis zum Auftreten der Kartoffel, das Hauptnahrungsmittel der wechselnden Bevölkerung. Durch das Reiben entstand eine muldenförmige Vertiefung im Granit, die bei fortgesetztem Gebrauch immer deutlicher wurde und so nahm der Stein schließlich die Form einer Trogmühle an. Solche finden sich noch ziemlich häufig. Beim Bau der ersten Kirchen wurden sie manchmal als Weihwasserbecken neben dem Eingang in geeigneter Weise eingemauert, dann kamen sie unter die Dachrinnen oder Brunnenröhren und zuletzt in die Museen. Das einstige Neustrelitzer hatte ein halbes Dutzend davon. Um die beim Dorfe Schwarz südlich von Mirow vorhandenen hat sich Eduard Winkel (†) daselbst bemüht und sie hinter seinem Hause in Stellung gebracht; da kann man sie sich heute noch ansehen. Bedeutend häufiger noch kann man die zu solchen Trogmühlen gehörigen Handsteine finden, man muß nur auf die Abnutzungsspuren achten.

Nachdem wir uns nun von der Bedeutung des Steins in der Steinzeit eine ungefähre Vorstellung gemacht haben, wollen wir sehen, wie es ihm in den folgenden Perioden erging. Seine Verwendung als Waffe und Werkzeug hörte allmählich auf, denn das Metall trat an seine Stelle. Auch die Findlinge hatten Ruhe, denn die Rolle der Hünengräber war ausgespielt, an ihre Stelle trat das Kegelgrab. Zu diesem wurden zwar auch noch Steine gebraucht, aber doch nur in geringem Umfang. In eine aus Kalk- oder Sandsteinplatten zusammengesetzte Kiste kam der Baumsarg, oder, nach Einführung des Leichenbrandes, die Aschenurne. Darüber kam ein Mantel aus kleineren Steinen und dann die Aufschüttung, woraus ein ansehnlicher Hügel entstand, also ein Kegelgrab, wie wir es in Gestalt des sogenannten Pferdeberges am Wege zwischen Prillwitz und Usadel bewundern können. Im Laufe der Zeit wurden die Hügel dann immer kleiner, bis sie schließlich in dem alles gleichmachenden Urnenfeld endigten.

Also war der Bedarf an Steinen bis etwa zum Jahre 1200 nach Christi Geburt nur gering, denn alle Gebäude wurden aus Holz errichtet und auch die Burgwälle, mit deren Errichtung man zu endender Bronzezeit begann, bestanden fast ganz aus Erde und Holz. Eine Ausnahme macht vielleicht einer, bei welchem auch der Hünenname noch einmal zur Anwendung kommt, nämlich der Hünenkirchhof im Hullerbusch bei Feldberg. Dieser stößt in Hufeisenform an das Steilufer des Zansen und besteht anscheinend ganz aus aufeinandergepackten Steinen und erinnert somit stark an die Steinwälle der deutschen Mittelgebirge, welche wohl unter keltischem Einfluß entstanden sind. Bei uns ist diese Erscheinung jedoch einmalig, nur am Mönchsee bei Freidorf findet sich ein System von Steinwällen, die zum Teil sogar verglast sind, so daß man an die berühmten schottischen „Glasburgen“ denken möchte. Die vor etwa 60 Jahren stattgehabte Untersuchung dieser merkwürdigen Gebilde kann nur als eine vorläufige betrachtet werden. Im 5. Bande des Denkmälerwerkes von Schlie findet sich eine Beschreibung des damals Festgestellten aus der Feder des bekannten Burgenforschers Piper, einst Bürgermeister von Penzlin. Der Vorgeschichtsforschung bietet sich hier eine dringliche Aufgabe, dies ganze Gelände nach moderner Methode zu bearbeiten und das Ungewisse klar zu stellen, solange es noch möglich ist. Übrigens gibt es im Hullerbusch auch noch einen Hünenwall, dieser aber scheint eine natürliche Moränenbildung zu sein.

Man sollte wohl annehmen, daß zur Verteidigung der Wälle sowie auch der Burgen der Steinwurf das geeignetste Mittel sei, zumal da in unserer Moränenlandschaft und auch auf den südlich davor gelegenen Sandfeldern handgerechtes Material genug zu finden ist, denn die Geschiebe sind durch Gletschertransport der Schmelzwässer fast alle schon mehr oder weniger abgerundet, so daß es nur geringer Mühe bedarf, um Kaliber aller Art, für den Fern- und Nahkampf geeignet zusammenzubringen und griffbereit aufzustapeln, wie es später in den Festungen mit den eisernen Vollkugeln geschah. Aber bei Untersuchung von Burgwällen haben sich derartige Lager bisher nicht ermitteln lassen und auch in den Gräben oder im Vorfelde sind zum Schleudern geeignete Steine nicht gefunden worden. Man hat sich dieses Abwehrmittels anscheinend also nicht bedient, was etwaigen Angreifern ja nur lieb sein konnte.

Als Heinrich der Löwe und andere Fürsten gegen die wendischen Burgwälle zogen, kam auch Belagerungsgerät in Gestalt von Bliden zur Anwendung, vorausgesetzt, daß sie nahe genug hergebracht werden konnte. Diese schleuderten Steine aller Art, wie man sie gerade in der Nähe fand, im Bogenwurf über die Wälle in das Innere der Befestigung, wobei es natürlich ohne Zufallstreffer nicht abging. Doch sind solche Bliden gegen die Burgwälle des Kreises Neustrelitz wohl kaum in Erscheinung getreten, ebensowenig wie im späteren Mittelalter Kanonen mit Steinkugeln, wie sie anderwärts Stadtmauern und Burgen umlegten. Solche Geschosse konnten natürlich nur in größeren Städten von Fachleuten angefertigt werden, obwohl auch die Natur manchmal vollendete Kugeln hervorbringt, was dann leicht zu Irrtümern Veranlassung geben kann.

Eine Formveränderung der Handmühlen muß wohl im Verlauf der germanischen Eisenzeit stattgefunden haben, denn die Troggestalt kam nunmehr ab und es kamen die aus zwei runden Steinscheiben bestehenden Drehmühlen auf, welche sich bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten haben. Im „Offiziellen Anzeiger“ von Meckl. Strelitz kann man Notizen darüber finden; z. B.: „Am 4. März soll in Zierke eine gut conditionirte Grütz-Querre mit dazu gehörigen Utensilien als Steuber und Sieben etc. auch noch 2 alte Grützquerren-Steine meistbietend verkauft werden. Strelitz, 22. Febr. 1817. Oder: 9. Jan. 1838. Den Städtern wird das Halten von Hand- und Grütz-mühlen verboten, sofern sie nicht zum Grützmachen auf Handmühlen concessioniert sind.“ – Durch solche Verordnung sollten vermutlich die Großbetriebe der Wasser- und Windmühlen begünstigt werden. Daß man wenigstens den ersten nicht durchweg günstig gesonnen war, zeigt eine Auslassung, die sich in der Monatsschrift von und für Mecklenburg vom Jahr 1790 findet. Da heißt es: „Den Anwachs unserer mehrsten Gewässer muß man natürlich in den Jahren aufsuchen, wie in Mecklenburg die Land- und Leut-verderblichen Wassermühlen angelegt worden, was erst nach 1200 p. Chr. n. geschehen sein kann. Denn bis dahin kannten unsere Vorfahren, die zahlreicher wie wir waren, keine solche Mühlen, die Land und Wiesen nur unter Wasser setzen, eigenmächtig sich vom fremden Korn bezahlt machen; die Teuerung aus Interesse aus allen Kräften befördern helfen; und besonders die Armen drücken; sondern sie kannten allein Handmühlen, die eben dieses bewirken können. Sie beschäftigen mehrere Hände; ein Haupt-Finanz-Grundsatz; und tragen mithin zu mehrerer Bevölkerung bei. Wo mehrere von leben können muß nie einer haben, und gar nicht, wenn er außer sich so viel Schaden tut, als Wasser-Müller, die, wie die Schäfer nie genug Weide, nie genug Wasser erhalten.“

Zweifellos sind die Steine für die vor- und frühgeschichtlichen Drehmühlen, so gut es gehen wollte, aus einheimischen Geschieben hergestellt worden. Als aber erst die Landstraßen einen regelrechten Frachtverkehr zuließen, wurden die fertigen Mühlensteine von anderwärts bezogen. Manche Gesteinsarten eignen sich besonders dafür und wo solche anstehen, entstanden Mühlsteinindustrien, die im Großen für den Export arbeiteten. So fanden sich am Fuß des Zobtenberges in Schlesien flache Gruben, die sogenannten Mardellen; hier wurde vulkanisches Gabbrogestein gebrochen und zu Handmühlen verarbeitet, aber hier hat der Betrieb seit Jahrhunderten aufgehört. Länger gehalten hat er sich in der Eifel, wo aus dem gleichfalls vulkanischen Gestein

von Nieder-Mendig wohl noch heute Mühlensteine angefertigt werden, wenn auch nur große Formate. Die kleinen für Handmühlen waren aber früher weit in Deutschland verbreitet und sind wahrscheinlich auch bis in unsere Gegend gekommen, wenigstens deuten Funde von Bruchstücken darauf hin. Was es aber sonst mit den Mühlensteinen für eine Bewandnis hatte, zeigt der Ausspruch des Möllers Voss in Reuters „Franzoesentid“, als er mit anderen Verhafteten im Regen auf einem Stein unter der Bockmühle sitzt: „Wenn de Sten baben nich beter sünd, as de, de hir unnen liggt, de Stemhäger verdeuwelt velen Sand mit ehr Mehl vertehren möten.“ „Un dorin hest Du Recht, Vadder!“ seggt de Bäcker . . . – So wird es wohl anderwärts auch gewesen sein, denn die Mühlen bezogen das fertige Material aus dem Elbsandsteingebirge, von wo es auf dem Wasserwege nach Rostock ging.

Wie sehr die Gesteinsmassen Ostelbiens und somit auch unseres Kreises seit der Kolonialzeit in Anspruch genommen wurden, davon ist schon anderwärts die Rede gewesen. Sie mußten aber nicht nur bei Errichtung großer Gebäude erhalten, sondern sie wurden zuweilen an Ort und Stelle zu Kunstwerken, wenn auch primitiverer Art, verarbeitet. Die Kirchen nämlich brauchten Taufbecken oder Fünten und weil man es zu der Zeit mit der Taufe noch genau nahm, d. h. die Kinderchen ganz untergetaucht werden mußten, so war es mit den flachen Messingschalen der späteren Zeit nicht getan, sondern es mußte schon ein Becken von entsprechender Tiefe sein. Das Material dazu in Gestalt eines hübschen Granitblockes, ließ sich wohl in jedem Kirchspiel finden, aber sollte er sachgemäß bearbeitet werden, so mußte man sich wohl schon an den zuständigen Bischof wenden, in unserem Fall an den von Havelberg. Der schickte dann seinen Steinmetzmeister nebst Gesellen und so entstanden denn solche mit grotesken Reliefs versehene Gebilde, wie früher im Orangeriegarten zu Neustrelitz zu sehen war. Es stammte diese aber aus der Kirche zu Rülow. Da kann man sich überzeugen, daß in einer solchen Fünfte die Kindertaufe wohl stattfinden konnte, aber mit der vorausgehenden heidnischen Generation war das anders gewesen, da mußte Jung und Alt schon in die Gewässer steigen und wer dann im Winter zur Taufe kam, war sehr zu bedauern.

Etwas wäre auch noch über die Brücken zu sagen. Ob es im Mittelalter hier schon solche aus Stein gegeben hat, dürfte zu bezweifeln sein. Die Havelübergänge von Kratzeburg bis Ahrensberg werden wohl nur aus Bohlen bestanden haben. Eine der ältesten noch einigermaßen in der ursprünglichen Form erhaltenen dürfte die von der Dasselfurt hinter Buschhof bei Mirow sein, über welche die Wittstocker Landstraße führt. Der Wasserlauf darunter ist zwar unbedeutend genug, aber die Brücke ist fast ganz aus aufeinander gelegten Steinplatten hergestellt, die anscheinend aus dem Rüdersdorfer Muschelkalk stammen und sie sieht eigenartig genug aus. Eine andere, noch etwas kleinere, aus Feld- und Mauersteinen hergestellt, überbrückt den Graben zwischen dem Mittel- und Langen See bei Weisdin. Sie hat früher öfter als romantisches Motiv gedient, ist dann aber leider modernisiert worden und hat ihren Reiz verloren. Etwas ähnliches gab es einst im Gelände des jetzigen Südbahnhofes. Da hatte die Warener Landstraße den Knickbach überquert und das Gemäuer war zu beiden Seiten noch vorhanden. Mit Flieder und anderem Gebüsch bewachsen, gewährte es vor 70 Jahren einen rein idyllischen Anblick, aber damit ist es lange vorbei und „seine Stelle kennet man nicht mehr.“

So hielt sich der Steinverbrauch Jahrhunderte lang in mäßigen Grenzen, eine Abnahme der Geschiebe war kaum zu merken und sie bildeten vielfach ein Hindernis für den zunehmenden Ackerbau. So suchte man sich von ihnen zu befreien, indem man sie in Sümpfe oder Wasserlöcher versenkte, Grenzraine aus ihnen herstellte, oder auch Trockenmauern längs der Wege, an Gärten oder Kirchhöfen. Außerdem entstanden mehr oder weniger große Haufen von Lesesteinen auf Ödland, die, wenn sie im Lauf der Zeit von Gesträuch oder gar Bäumen bewachsen wurden, den Kegelgräbern täuschend ähnlich sehen und zu Irrtümern Veranlassung geben können, wie z. B. bei Rollenhagen.

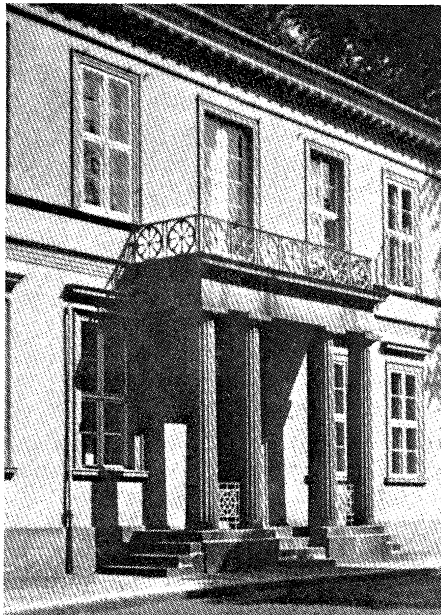
Richtig in Fahrt kam es mit der Steinverwendung erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts mit den Chausseebauten. Da wurde rechts und links der Trasse alles zersprengt und zerschlagen was Ausbeute versprach, und zahlreiche Denkmale der Vorzeit gingen zu Grunde, denn erst im folgenden Jahrhundert begann der Gedanke des Denkmalschutzes sich Bahn zu brechen. Aus Steinstücken und Lesesteinen wurden dann die Strecke entlang förmlich Bänke aufgeschichtet und an diese machten sich die seßhaften Steinschläger heran, während andere umherschweiften und nach brauchbarem Gestein spähten. Die Ausstattung des Seßhaften bestand aus einer Garnitur von Hämmern verschiedenen Kalibers. Der wirksamste war ziemlich kleines Format mit elastischem Stiel. Mit diesem und den ganz schweren wurden die größeren Brocken handlich gemacht und dann begann die letzte Zerkleinerung. Diese geschah auf einem Amboß. Dazu wurde ein Dioritblock ausgewählt, wie sich meist einer oder der andere unter dem angefahrenen Material fand. Dieses Gestein ist so zäh, daß Granit und Gneis daran zerbricht. Aber auch die Stahlhämmer wurden daran nicht der Gefahr des Zerspringens ausgesetzt und daher sah man, wenn die Chaussee schon längst fertiggestellt war, solche Blöcke am Rande derselben liegen, waren sie benutzt worden, so deutete eine schwache Mulde solches an. Vor dem Amboß hat der Steinschläger auf alten Säcken gekniet. Mit der Rechten führte er den kurzgestielten Hammer, die mit Lappen umwickelte Linke hielt den zu zerschlagenden Stein. Auf der Nase hatte er vielleicht eine Brille mit Drahtgitter, die meisten schenkten sich das, aber eine aus Rohr geflochtene niedrige Schutzwand hatten sie alle vor sich.

Auf diese Art ging der Betrieb vor sich. Er begann bald nach 1840 mit dem Bau der Chaussee Berlin – Stralsund, die auch den Kreis Neustrelitz durchschneidet. Bald folgten andere nach und der Landmann betrachtete die Steine nun schon nicht mehr als lästiges Beiwerk, sondern als eine Geldquelle. Die alte Steinschlägermethode jedoch konnte sich kaum 100 Jahre halten, dann wurde sie durch neue Verfahren abgelöst und die Handarbeit hinter dem Windschirm hörte auf. Veranlassung hierzu gaben vornehmlich die Schotter- oder, wie sie sich lieber nannten: die Granitwerke. Die Heimatbundeszeitschrift Mecklenburg veröffentlichte im Jahr 1906 folgende Notiz aus der Feder des bekannten Rostocker Geologieprofessors Geinitz: „In dem Endmoränenbogen Peckatel – Möllenhagen der mecklenburgischen nördlichen Hauptendmoräne soll bei Liepen bei Kratzeburg eine größere Steingewinnung in Betrieb gesetzt werden; Anlage einer Bahnverbindung, Zerschlagen der Steine durch Maschinen sind geplant. Vielleicht hat das Unternehmen besseren Erfolg als die Granitwerke von Blücherhof.“ – Dieses jedoch war nicht der Fall. Zwar kam die Sache in Gang und mancherlei Anlagen wurden geschaffen, aber bald ging dem Neustrelitzer Geldinstitut, welches das Unternehmen finanzierte, die Luft aus und im Jahr 1910 war alles wieder verlassen. Aber Spuren davon sind noch vorhanden, und da sie in naturschöner Gegend liegen, so lohnt es sich, eine Wanderung dahin zu unternehmen. Hinter Liepen, zwischen dem Kreuz- und dem Lehmsee, sieht man da den mächtigen Suchgraben, der gezogen wurde, um den Steinen nachzuspüren, am Lehmsee steht noch der Rest eines Mauerwerks, man weiß nicht, ob es Rampe oder Stampfe gewesen ist, weiterhin im Grunde den Damm der Feldbahn, welche das Werk mit der Station Kratzeburg verbinden sollte und den Hintergrund bildet das „nordische Troja“, eine mächtige Feste aus der endenden Bronzezeit. Auch befindet man sich hier im Quellgebiet der Havel, die hier ihren Lauf durch zahllose Seen beginnt. Von dem Steinbruch wäre noch zu sagen, daß hier auffallend viele versteinierungsführende Kalkgeschiebe zu Tage kamen, namentlich der bituminöse Stinkspat mit kleinen Trilobiten war hier gut vertreten; ferner die verschiedenen silurischen Perioden mit Orthoceren, Crinoiden und Korallen, sowie auch Jurakalk, womöglich mit Ammonshörnern in wohlhaltenem Zustand. Wer also dergleichen sammelte, kam hier schon auf seine Kosten, während das mit dem eigentlichen Granitwerk, wie schon gesagt, nicht der Fall war.

Das schreckte aber das Unternehmertum nicht ab, bald darauf ein weiteres solches bei Feldberg anzulegen. Das geschah im Jahr 1911, sobald das Anschlußgeleise nach der Nordbahn fertiggestellt war und damit „das fruchtbare Hinterland von Feldberg

erschlossen wurde“, wie es sehr schön in einer Actionärversammlung hieß. Dies Unternehmen wurde von Anfang an größer aufgezogen als das von Liepen. Der Staat war stark daran beteiligt. Man nahm sich die uckermärkischen Granitwerke zum Vorbild, die bei Joachimsthal mit nicht geringem Erfolg, wie es schien, die Hauptendmoräne ausbeuteten und zu dieser gehörten ja auch die Steinlager bei Feldberg am Schmalen Luzin. Schotter war ja auch gefragt, die Chausseen brauchten noch viel und obwohl die Wegbautechniker behaupteten, der handgeschlagene wäre besser als der gestampfte, so lieferten die Werke doch billiger und die Zeit der Steinklopfer längs der Chausseen war vorbei. Sie arbeiteten nun im Großbetrieb und Feldberg beschäftigte wohl 3–400 Leute, eine Zahl, die sich jedoch mit Vervollkommnung der Maschinen nach und nach um etwa  $\frac{2}{3}$  verringerte. Es waren aber nun nicht mehr die Chausseen allein, die Schotter brauchten, sondern auch die Bahnen, denn man war dahinter gekommen, daß dieser sich besser für die Bettung der Schwellen eigne, als der bisher verwendete Kies oder Sand. So wurde denn mit riesigen Trockenbaggern die Feldberger Endmoräne angegriffen und die Natur dadurch nicht gerade verschönert. Trotz großer Aufmachung standen aber die Aktien nicht hoch im Kurs und finanzielle Schwierigkeiten traten ein. Der langjährige Direktor wußte zuletzt nicht mehr ein noch aus und fand schließlich unter einem seiner eigenen Steinwagen den Tod. Aber „die einzige Industrie des Landes“, wie es wohl hieß, durfte nicht aufgegeben werden; so wurde denn das Werk, so gut es ging, saniert und hielt sich bis fast zum Ende des zweiten Weltkrieges. Zuletzt war das Steinlager am Luzin erschöpft und nun machte man sich ohne weiteres über die unter Naturschutz stehenden Rosenberge her. Diese wurden von der zuständigen Behörde verteidigt und nun gab es einen erbitterten Kampf zwischen den „wirtschaftlichen Interessen“, die bei solchen Gelegenheiten immer im Vorteil sind, und der idelaen Auffassung des Landschaftsschutzes, der die Vernichtung dieses Naturdenkmals wenigstens aufhielt, bis dann die Inflation das Schotterwerk zum Stillstand brachte.

Wenn nun, wie sonst bei diesen Industrien, Schotter und Spliss die Hauptproduktion auch in Feldberg war, so bemühte man sich doch, aus den großen Brocken noch etwas anderes herzustellen, nämlich möglichst würfelförmige Dammsteine, die dann doch ein etwas besseres Pflaster abgaben, als es die rundlichen Kopfsteine taten, mit



denen in früheren Zeiten die Straßen gepflastert wurden und wovon man auch in Neustrelitz noch Proben finden kann. Aber da die großen Steinbrüche der mitteleuropäischen Gebirge und vielleicht auch Schwedens solche Würfel einheitlicher und trotz der Fracht wohl billiger liefern konnten als die heimischen mit ihrem buntgemischtem Material, so gingen die Aufträge meist nach außerhalb, denn wegen des Autoverkehrs wurden vielfach nun auch die Chausseen mit Steinen gedämmt, was die Leistungsfähigkeit der diluvialen Schotterwerke überstieg. Schwellen oder Treppenstufen mögen in diesen zuweilen angefertigt worden sein, höher verstieg sich die Steinmetzkunst daselbst wohl nicht. Um so mehr muß man sich über einen Monumentalbau wundern, der in Neustrelitz die Tiergartenstraße, Ecke Rietpietschen Gang einst verzierte (aus verkehrstechnischen Gründen abgerissen, da die Tiergartenstraße Transitstraße wurde) oder auch verunzierte, denn die vier gewaltigen Säulen mit dem massiven Unter- und Oberbau, um schließlich nur einen bescheidenen Balkon zu tragen, passen gar nicht zu dem einfachen zweistöckigen Hause; das einst ein Herr von Kamptz sich hat bauen lassen. Dieser war auch Gründer des Vorwerks Lindenberg, das ursprünglich Kamptzens Burg hieß. Auf seiner Feldmark nach Userin zu, lag der riesige Findling aus Upsala Granit, der zur Anfertigung der vier Säulen und noch einigem mehr erhalten mußte. So fiel hier ein bedeutsames Naturdenkmal schnöder Eitelkeit zum Opfer, ungefähr zur selben Zeit, als der berühmte Markgrafenstein von Rauen zu der Granitschale vor dem Neuen Museum in Berlin verarbeitet wurde. Das besorgte ein gewisser Cantian. Vielleicht hat diesen sich auch Herr v. Kamptz kommen lassen, denn in Neustrelitz wäre wohl niemand imstande gewesen, die Säulenarbeit zu übernehmen.

#### Anmerkung der Redaktion:

Das Urteil von W. Karbe über den aus einem einzigen Findlingsblock gefertigten Portikus mit Balkon an dem von Kamptz'schen Haus in der Tiergartenstraße Nr. 11, daß er das einfache zweistöckige Haus mehr verunziere als verziere, ist einseitig mit den Augen des Naturfreundes gesehen und spricht nicht gerade für künstlerisches Empfinden.

Der Portikus war bekanntlich von Fr. W. Buttell in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts errichtet worden und wurde 1972 unbegreiflicherweise dem Verkehr geopfert, abgebrochen und die Werkstücke des bequemeren Abtransportes wegen zerschlagen.

Der Portikus war ein hervorragendes Beispiel des Klassizismus und fügte sich in die schlichte Architektur des Hauses bestens ein, zugleich war er ein Zeugnis hochstehender handwerklicher Steinbearbeitung. (Siehe Carolinum Heft 74, S. 18)

# Die Verhandlungen über einen Anschluß von Mecklenburg-Strelitz an Preußen in den Jahren 1930/31

Von Dr. jur. Roderich Hustaedt

Die Frage der Aufrechterhaltung oder Aufgabe der Selbständigkeit von Mecklenburg-Strelitz war schon seit dem Jahre 1918, nach dem freiwilligen Tode des letzten Großherzogs Adolf Friedrich VI. brennend geworden. Damals wurde zunächst der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin nach den bestehenden Hausgesetzen Landesverweser und die nicht erfolgte Eingliederung von Mecklenburg-Strelitz in Mecklenburg-Schwerin war nur dem Umstand zu danken, daß der nächste Anagnat für die Strelitzer Thronfolge, der gänzlich in Rußland aufgewachsene Herzog Karl Michael noch lebte und einen klaren Verzicht auf die Thronfolge in Mecklenburg-Strelitz nicht ausgesprochen hatte.

Fast alle Volkskreise in Mecklenburg-Strelitz wollten, wie ich schon früher in meinen Lebenserinnerungen dargelegt habe, damals an der Selbständigkeit ihres kleinen Heimatlandes festhalten. Dabei blieb es auch, als im November 1918, nach dem verlorenen Weltkrieg, die Revolution über Deutschland hereinbrach und die Mecklenburg-Strelitzer mit dem zähen Willen, für sich zu bleiben, als erstes Land in Deutschland sich eine freie republikanische Verfassung in dem von dem ersten Verfassungsgebenden Landtag beschlossenen neuen Landesgrundgesetz schufen.

In den folgenden Jahren war die Frage der Beibehaltung, der Selbständigkeit von Mecklenburg-Strelitz noch unendlich oft im Landtag und in den Versammlungen behandelt worden.

Ich selbst hatte mich stets offen zu dem Gedanken bekannt, daß ich zwar grundsätzlich Anhänger des Einheitsstaates sei, daß aber, solange die übrigen 17 Staaten in Deutschland unverändert bei Bestand blieben, keine Veranlassung bestehe, an der Selbständigkeit von Mecklenburg-Strelitz zu rütteln. Zwar hielt ich mir stets das Wort des Freiherrn vom Stein vor Augen: „Ich kenne nur ein Vaterland, und das heißt Deutschland. Deshalb kann ich auch nur dem gesamten Deutschland und nicht einem Teil davon mit ganzer Seele ergeben sein.“ Dies schloß aber nicht aus, daß ein Teil meiner Seele und meiner Liebe meinem engeren Heimatland, in dem ich groß geworden war und so glückliche Jahre verlebt hatte, gehörte.

Mochte Mecklenburg-Strelitz auch erst seit dem Hamburger Erbvergleich von 1701 mit dem Lande Stargard und mit dem Lande Ratzeburg ein selbständiges Land geworden sein, so hatte doch diese Selbständigkeit über zwei Jahrhunderte bestanden. Der eingeborene Mecklenburg-Strelitzer hatte in all' den Jahren gezeigt, daß er an seinem kleinen Heimatland, in dem schon seine Väter und Urväter gewohnt hatten, hing, und daß er dieses Heimatland nicht ohne zwingende Gründe beseitigt sehen wolle. Die sich seit dem Jahre 1928 immer mehr ausdehnende katastrophale Wirtschaftslage und die sich dadurch immer deutlicher zeigende Verschlechterung der Landesfinanzen zwang jedoch dazu, der Behandlung der Frage einer etwaigen Aufgabe der Selbständigkeit des Landes näher zu treten.

Dazu kam, daß in Deutschland sich immer deutlicher unitarische Bestrebungen zeigten, und daß das Ziel des Reiches dahinging, im Wege einer Reichsreform zu nächst einmal die kleinen Länder mit den größeren zu vereinigen. Die kleinen steuer schwächeren Länder sollten dadurch mürbe gemacht werden, daß die bis dahin an sie erfolgten Überweisungen von Reichssteuern immer mehr verringert wurden, und damit allmählich die Landesfinanzen ruiniert werden mußten.

Trotzdem ich die Heimatgefühle als eingessener Mecklenburger stets obenan gestellt habe, konnte ich mir nicht verhehlen, daß die Zeit der eng mit den früheren

Dynastien verbundenen und auf sie gegründeten Kleinstaaten in Deutschland über kurz oder lang ohnedies vorbei sein würde, und daß es sicherlich unter Berücksichtigung der seit 1928 immer mehr hervortretenden schwachen Finanzlage am besten sei, baldmöglichst einen günstigen Anschluß an ein anderes Land – und als solches kam für mich nur Preußen in Frage –, zu suchen.

Mecklenburg-Strelitz stößt zum Teil in preußisches Gebiet hinein und hatte mit Preußen seit den Tagen der Königin Luise immer freundschaftlicher gestanden, als mit Mecklenburg-Schwerin. Irgendwelche näheren Beziehungen zu der Hauptstadt Schwerin, die erst in fünfständiger Bahnfahrt von hier zu erreichen ist, und der Schweriner Regierung lagen seit 1918 nicht mehr vor. Unser großer Schweriner Bruder hatte uns auch niemals besonders freundschaftlich behandelt, sondern meist nur schein auf das infolge seines starken Forst- und Domänenbesitzes weit reichere Mecklenburg-Strelitz gesehen und schon lange mit dem Gedanken gespielt, Strelitz bei passender Gelegenheit als einen guten Bissen zu verschlucken.

Es lag von vornherein auf der Hand, daß bei einem Anschluß an Mecklenburg-Schwerin dem Lande Strelitz irgendwelche finanzielle Vorteile nicht zuteil werden konnten. Die Finanzlage dort war im Jahre 1930 eine noch schlimmere als in Strelitz, und die Finanzen von Schwerin konnten nur durch eine ganz außerordentliche Anziehung der Steuerschraube bei den Landessteuern, wie schon die voraufgegangenen Jahre mit aller Deutlichkeit gezeigt hatten, einigermaßen in Ordnung gehalten werden. Rein materiell betrachtet, war also der Anschluß an Mecklenburg-Schwerin bei Anstellung verstandesmäßiger Erwägungen keineswegs zu wünschen.

Dazu kam, daß das Land Stargard früher stets zu der Mark Brandenburg gehört hatte, und erst im 14. Jahrhundert dadurch zu Mecklenburg gekommen war, daß dieses Land der Prinzessin Beatrice von Brandenburg aus dem Geschlecht der Askanier bei deren Verheiratung mit dem damaligen Mecklenburgischen Fürsten Heinrich dem Löwen als Mitgift gegeben war.

Schließlich war noch zu betrachten, daß persönliche Verhandlungen der hiesigen Behörden und Landeseinwohner mit den obersten Instanzen in Preußen auf einer kurzen Reise von hier nach Berlin oder Potsdam weit leichter sein würden, als bei Reisen nach dem weit entlegenen Schwerin, wozu fast immer zwei Tage benötigt werden mußten.

Im Einverständnis mit den Regierungsparteien hatte schon Anfang 1930 die damalige Regierung unverbindliche Verhandlungen mit der preußischen Regierung in Berlin angeknüpft, und in Berlin hatte man bereitwillig erklärt, daß Preußen ein etwaiges Angebot freundschaftlich und entgegenkommend behandeln würde.

Bei den Verhandlungen über den Haushaltsplan im Jahre 1930 spielte im Landtag bei den Ausführungen aller Redner deshalb bereits die Anschlußfrage eine erhebliche Rolle, und die Regierung wurde auf Grund eines übereinstimmenden Beschlusses des Landtages ersucht, sofort mit Preußen in nähere Verhandlungen einzutreten und einen Vertragsentwurf über einen etwaigen Anschluß an Preußen zu den Beratungen über den Haushaltsplan im Jahre 1931 vorzulegen.

Das geschah; der besonders sorgsam und zuverlässig arbeitende Ministerialdirektor Dr. Cordua wurde beauftragt, die nötigen Unterlagen zu schaffen, zunächst eine Denkschrift anzufertigen und alsdann einen formulierten Vertragsentwurf zwischen Preußen und Mecklenburg-Strelitz über den Anschluß beim Landtag einzureichen. Diese ihm gestellten Aufgaben löste Cordua in ganz hervorragender Art. Das Ministerium reichte bereits im November 1930 eine Vorlage mit einer längeren Denkschrift über einen Anschluß an Preußen beim Landtag zur verfassungsmäßigen Beschlußfassung ein. Hierin waren im einzelnen die Bedingungen, unter welchen Mecklenburg-Strelitz bereit sein würde, mit Preußen zusammenzugehen, aufgezählt. Die Vorlage fand die Billigung einer großen Landtagsmehrheit, und Preußen genehmigte bei



den nunmehr einsetzenden Verhandlungen in großzügigster Art fast die sämtlichen von unserer Seite gestellten und für Mecklenburg außerordentlich günstigen Bedingungen für den Anschluß. Cordua arbeitete danach auf der Grundlage der inzwischen mit den zuständigen preußischen Behörden geführten eingehenden Verhandlungen ein ausgezeichnetes Gutachten über die finanzielle Auswirkung eines Anschlusses von Mecklenburg-Strelitz an Preußen aus, das Ende Mai 1931 dem Landtag eingereicht wurde. Hieraus ergab sich mit zwingender Deutlichkeit für jeden Abgeordneten und Landeseinwohner, welche außerordentlichen Vorteile Mecklenburg-Strelitz bei einem Anschluß an Preußen haben würde.

Preußen hatte fast alle, ihm vom hiesigen Staatsministerium für einen etwaigen Anschluß gemachten Vorschläge angenommen. Das Land Stargard und das Land Ratzeburg sollten den benachbarten preußischen Provinzen zugelegt, und unter Aufhebung des bisherigen Regierungspräsidiums in Stralsund, ein solches in Neustrelitz errichtet werden. Die Stadt Neustrelitz sollte nach ihrer Vereinigung mit Alt-Strelitz Stadtkreis werden. Zu dem Landestheater wollte der preußische Staat ständig einen erheblichen Zuschuß geben. Das Landgericht in Neustrelitz sollte dauernd aufrecht erhalten werden, und die sämtlichen höheren Schulen von Mecklenburg-Strelitz sollten als preußische Staatsanstalten übernommen und erhalten bleiben. Dazu sollte ein neues Gymnasialgebäude in Neubrandenburg errichtet und ein weiterer Ausbau des Carolinenstiftes in Neustrelitz vorgenommen werden.

Besonders wirksam wäre bei einem Anschluß an Preußen die Entlastung und Besserstellung der Gemeindeverbände und der Bevölkerung von Mecklenburg-Strelitz geworden. Die ländlichen Bewohner wären jährlich nach dem damaligen Stand der Steuern um rund 750 000 RM, und die Stadtbevölkerung um 200 000 RM entlastet worden. Die gesamte Höhe der Minderlasten bei Preußen würden auf jährlich rund 3 Millionen errechnet, wobei die Einkünfte aus dem den Gemeinden zu überlassenden Grundbesitz des bisherigen Staates Strelitz allerdings mit eingerechnet sind.

Nach in Aussicht genommenen Abmachungen sollten die Gemeinden von Mecklenburg-Strelitz bei Bildung eines Zweckverbandes nicht weniger als 132 000 Morgen Domänen und 120 000 Morgen Forsten mit Seen und Gebäuden erhalten, während an den Staat Preußen von den Domänen nur 14 000 und von den Forsten 72 000 Morgen fallen sollten.

Die von den Bauern und Büdnern zu zahlende Erbpacht und die Grundzinsen sollten sofort um die Hälfte ermäßigt werden, und die andere Hälfte sollte nach etwa 10 Jahren gegen eine billige Ablösesumme in Wegfall kommen.

Dieses von Preußen großzügig zugestandene Angebot war einmalig, und es konnte nie und nimmer damit gerechnet werden, daß bei späteren Verhandlungen mit Preußen wiederum gelingen würde, die gleichen günstigen Anschlußbedingungen zu erzielen. Auch bei späteren Anschlußverhandlungen des Landes Lippe mit Preußen hatte Preußen wesentlich ungünstigere Bedingungen gestellt, als bei der ersten Verhandlung.

In dem Cordua'schen Gutachten wurde weiter mit Recht ausgeführt, daß für den Fall der Beseitigung der Selbständigkeit von Mecklenburg-Strelitz im Wege der Reichsländerreform etwa durch Zerlegung des preußischen Staates in Länder neuer Art oder durch Anschluß an ein anderes Land; z. B. an Mecklenburg-Schwerin, nicht damit zu rechnen sein würde, daß Mecklenburg-Strelitz einen Teil seines Staatsvermögens erhalten bleibe, vielmehr anzunehmen sei, daß dann das ganze Staatsvermögen ohne Einschränkung an das neue Land übergehen werde.

Auf der andern Seite sei nicht damit zu rechnen, daß das Vorhandensein des Zweckverbandsvermögens und der damit begründeten besonderen Leistungsfähigkeit von Mecklenburg-Strelitz später dahin führen werde, daß durch Finanz- oder Lastenausgleich eine solche besondere Leistungsfähigkeit des ehemaligen Mecklenburg-Strelitz ausgeglichen werde. Eine neue Gesetzgebung in dem Lande, zu dem

Mecklenburg-Strelitz später gehören werde, könne niemals bei der Verteilung der Einkommen und Lasten auf das Bestehen des Strelitzer Privatvermögens Rücksicht nehmen.

Alle diese Darlegungen mußten auch eigentlich dem beschränkten Landeseinwohner und Landtagsabgeordneten die Augen öffnen, und es mußte ihm klar werden, daß ein solches Angebot einmalig sei, und daß deshalb eine Ablehnung ein nie wieder gutzumachender Fehler sein würde, und daß man deshalb so schnell wie möglich mit Preußen abschließen wolle.

Im Landtag wurde eine sehr gründliche Vorarbeit für den in Aussicht genommenen Anschluß an Preußen in einem Ausschuß, dem sog. Preußenausschuß, dem auch ich für meine Fraktion angehörte, geleistet. Meine Fraktion war in ihrer Mehrheit sofort bereit, dem Anschlußgedanken Einkehr zu tragen, ebenso der Volksparteiler und der Aufwärtler. Auch die sozialdemokratische Fraktion setzte sich geschlossen für den Anschluß ein. Dagegen war von vornherein klar, daß die Kommunisten wie stets sich auch in diesem Fall negierend ablehnend verhalten würden, während die Meinungen der in diesem Falle ausschlaggebenden Deutschnationalen Fraktion zunächst geteilt waren.

Mit dem, seine Fraktionsgenossen weit überragender Führer der Deutschnationalen von Waldow, der sich stets mit geradezu jugendlicher Frische an den Verhandlungen im Landtag, trotz seiner 75 Jahre, beteiligte, hielt ich öfter geheime Zwiesprache über den Anschluß. Der alte Herr hatte vollständig erkannt, daß sich so eine günstige Gelegenheit wie in dem mit Preußen vorgesehenen Vertragsentwurf für Mecklenburg-Strelitz nie wieder bieten würde, und er bat mich wiederholt dringend, meinen ganzen Einfluß im Landtag dahin geltend zu machen, daß der geplante Vertrag mit Preußen genehmigt würde. Ich hielt ihm vor, daß es vor allen Dingen seine eigene Pflicht und Aufgabe sei, in seiner Fraktion dem Anschlußgedanken zum Siege zu verhelfen, worauf er erwiderte, daß leider in seiner Fraktion gar zu viel törichte Einwendungen gegen den Anschluß geltend gemacht würden, und daß es namentlich bei den Bauern und bei den Neubrandenburgern in seiner Fraktion sehr schwer sei, den Anschlußgedanken durchzusetzen.

Es mußte, da es sich um ein verfassungsänderndes Gesetz handelte, nach dem Landesgrundgesetz eine  $\frac{2}{3}$ -Mehrheit für den Anschluß sein, d. h. es mußten mindestens 24 Abgeordnete dafür stimmen und die Ablehnung von 12 Abgeordneten genügte schon bei der vorhandenen Zahl von 35 Abgeordneten, um die Anschlußvorlage zu Fall zu bringen. Die Sache schien aber trotzdem zunächst zu klappen, und es schien auch innerhalb der Deutschnationalen Fraktion die Mehrheit für den Anschluß stimmen zu wollen.

Kurz vor Zusammentritt des Landtags fand jedoch hier eine Versammlung des Landbundes und der Stahlhelmer im Schützenhaus statt, wo eine Anzahl Leute, die wahrscheinlich die Anschlußfrage in keiner Weise beherrschten, sich mit allgemeinen Erwägungen gegen die Aufgabe der Selbständigkeit aussprachen. Jetzt gelang es auch dem Führer der Deutschnationalen von Waldow trotz seines großen Einflusses in der Partei nicht mehr, seine Fraktion, die in ihren Wählerkreisen allerlei Schwierigkeiten befürchtete, auf den richtigen Weg zu bringen. Die deutschnationale Fraktion beschloß schließlich, mit Fraktionszwang gegen den Anschluß an Preußen zu stimmen; damit war die Frage im negativen Sinne entschieden und die Verhandlungen im Preußenausschuß wurden abgebrochen.

Am 25. Juni 1931 trat der Landtag zusammen, um im Plenum zu dem Für und Wider bei der Anschlußfrage nochmals eingehend Stellung zu nehmen und die Ansicht der einzelnen Parteiführer und der hinter ihnen stehenden Wählerkreise zu hören. In der Stadt Neustrelitz, deren Einwohner im wesentlichen dem Anschlußgedanken, wenn auch schweren Herzens zustimmten, herrschte die größte Spannung; handelte es sich doch um die Entscheidung der wichtigsten Frage; welche den Landtag jemals

beschäftigt hatte. Die obere und die untere Zuschauertribüne in dem gelben Landtagssaal des Schlosses waren überfüllt, und starke Spannung und Erregung herrschte überall unter den Abgeordneten und in den Landtagsgängen.

Zwei Tage lang fand eine sehr eingehende Debatte über die Anschlußvorlage statt, und der Sachbearbeiter im Ministerium, Ministerialdirektor Cordua, sprach zunächst für die Regierung in seiner ruhigen und sachlichen Art. Er führte aus, daß die Anschlußfrage mit dem Verstand und nicht mit dem Herzen und nicht nach politischen Grundsätzen und Überzeugungen zu entscheiden sei. Die Lösung der Anschlußfrage sei lediglich im Interesse des Landes zu entscheiden und sie setze die Stellungnahme zu folgenden Fragen voraus: in welchem Maße erhöhen oder verringern sich die Lasten der Mecklenburg-Strelitzer Bevölkerung bei einem Anschluß an Preußen? Kann die Selbständigkeit dauernd aufrecht erhalten werden? Und wenn dies nicht der Fall ist, wie werden sich die Bedingungen bei einer späteren Aufgabe der Selbständigkeit gestalten? Die beiden letzten Fragen habe er bereits in seinem ausführlichen Gutachten eingehend behandelt, und zu der ersten Frage sei auf die ganz außerordentlichen Vorteile hinzuweisen, welche bei dem Anschluß an Preußen für das Land und seine Bewohner klar zu Tage treten würden.

Bei einem Anschluß an Preußen würde die Lage der Mecklenburg-Strelitzer Bevölkerung um rund 3 Millionen günstiger sein als bei Fortdauer der Selbständigkeit. Es würden dazu sofort die jetzigen Lasten der Bevölkerung um rund 1 Million ermäßigt und neue jährliche Lasten in Höhe von 2 Millionen Reichsmark würden dagegen bei der Aufrechterhaltung der Selbständigkeit sofort notwendig werden.

Danach gab der Berichterstatter im Preußenausschuß, der in 23 Sitzungstagen das Anschlußproblem in allen Einzelheiten geprüft hatte, Dr. Foth einen eingehenden Bericht über das Ergebnis der Ausschußverhandlungen. Er wies die Abgeordneten der deutschnationalen Fraktion darauf hin, daß sie zwar heute einen Sieg über diejenigen erringen würden, die den Anschluß für unvermeidlich hielten. Es sei dies jedoch ein Pyrrhussieg. Die Deutschnationale Volkspartei habe eine historische Schuld auf sich genommen, die sie mit voller Wucht treffen werde.

Vorher hatte der unter Parteizwang gestellte Vorsitzende der Deutschnationalen Partei von Waldow sich entgegen seiner innerlichen Überzeugung in einer sehr lenkdenlahmen Erklärung gegen den Anschluß ausgesprochen, weil angeblich der gegenwärtige Zeitpunkt für eine so schwerwiegende Frage denkbar ungeeignet sei. Das Verhältnis des Reiches zu den andern Ländern befinde sich in einem krisenhaften Zustand, der sich immer mehr zuspitze und eine baldige Lösung fordere. Es sei die Pflicht der Deutschnationalen Volkspartei für die kommenden Entscheidungen, das Selbstbestimmungsrecht des Landes zu erhalten.

Die Deutschnationalen hielten also eine baldige Lösung der schwebenden Frage selbst für nötig und konnten sich nur nicht wegen ihrer zum Teil widerstrebenden Wähler zu dem in der damaligen Situation allein dem Interesse des Landes dienenden Entschluß, bei dem so günstigen Angebot von Preußen mit beiden Händen zuzugreifen, entschließen.

Nach den Ausführungen des Berichterstatters des Preußenausschusses erörterte ich das Für und Wider für den Anschluß in einer 1 $\frac{1}{2}$ stündigen Rede nochmals in allen Einzelheiten. Ich ging zunächst gegen die Deutschnationalen vor und hielt ihnen vor Augen, daß in den kurzen Ausführungen ihres Führers eine ziemliche Resignation zum Ausdruck gekommen und irgend eine Begründung dafür, woher man die Mittel nehmen solle, um die Selbständigkeit des Landes aufrecht zu erhalten, nicht gegeben sei. Wolle man in der heutigen fatalen Situation die Selbständigkeit aufrecht erhalten, dann müsse man es anders machen, wie die Deutschnationalen, dann heiße es in die Fanfaren stoßen und zu sagen: Sammelt Euch um unsere Fahnen ihr Mecklenburg-Strelitzer, wir werden Euch Wege weisen, und zeigen, wie Ihr für die Dauer die Selbständigkeit aufrecht erhalten könnt. Das sei in den Darlegungen der deutschnationalen Fraktion vollständig zu vermissen gewesen.

Wenn man die Frage der Aufrechterhaltung der Selbständigkeit rein von idealen Gesichtspunkten aus betrachten wolle, so würde ich sagen – das hätte ich schon seit 12 Jahren oft genug an dieser Stelle betont – wir wollen es einstweilen mit unserer Selbständigkeit weiter versuchen. Es sei durchaus verständlich, wenn die alten Mecklenburg-Strelitzer erklärten, wir wollen Mecklenburg-Strelitzer bleiben, so lange es irgend angeht. Es seien das Heimatgefühle, es sei das eine Verbundenheit mit der Vergangenheit des Strelitzer Landes, und diese Gefühle solle man nicht schelten und schmähen, sondern hochhalten. Allein es lägen heute äußerst zwingende Gründe wirtschaftlicher und finanzieller Natur vor, die uns zur Aufgabe der Selbständigkeit und zu einem Anschluß an Preußen führen müßten.

Man brauche sich nur vor Augen zu halten, daß der preußische Staat unsere sämtlichen sich heute auf 17 bis 20 Millionen Reichsmark belaufenden Schulden gegen Übertragung von 86 000 Morgen Domänen und Forsten übernehmen wolle; das sei bei den heutigen Preisen für Grundstücke ein sehr günstiges Angebot. Vor allem aber bliebe dem zu bildenden Zweckverband Mecklenburg-Strelitz ein Zweckverbandsvermögen in Höhe von 252 000 Morgen in Gestalt wertvoller Domänen und Forsten. Dieser Vorteil, der sich bei Durchführung einer Reichsreform, namentlich auch bei einem etwaigen Anschluß an Mecklenburg-Schwerin, später nie und nimmer ergeben würde, sei so außerordentlich, daß schon allein mit Rücksicht darauf, dem Anschluß an Preußen unbedingt näher getreten werden müsse.

Wenn wir mit Preußen zusammen gingen, und das Land Stargard einen preußischen Kreis bilden werde, dann sei dieser Kreis in Preußen gerade derjenige, der dann finanziell so sicher dastehe, wie es sonst nirgends in Preußen der Fall sei.

Es dürften für uns Abgeordnete in dieser Schicksalsstunde, in der wir uns augenblicklich befänden, nicht parteipolitische und parteitaktische Erwägungen eine Rolle spielen. Der Landtagsabgeordnete sei ebenso wie alle übrigen Abgeordneten in Deutschland nicht an irgend welche Weisungen und Instruktionen seiner Wähler gebunden, sondern er habe die Pflicht, allein nach seiner innersten Überzeugung zu urteilen und zu entscheiden und er müsse, wenn es die Stunde fordere – und das sei heute der Fall – auch den Mut zur Unpopularität haben. Ich wisse sehr wohl, daß, wenn ich hier heute aufträte, weite Kreise, denen ich angehörte, mich nicht verstehen und erklären würden, „er geht auch in dieser Frage mit der Linken durch dick und dünn“. Mir sei Popularität und Unpopularität gleichgültig und was ich hier sage, käme aus innerster Überzeugung, ohne Rücksicht auf Parteipolitik. Gerade als alter Mecklenburg-Strelitzer spräche ich so offen und deutlich, weil ich wisse, daß die Ablehnung des Anschlusses sich in unheilvoller Weise für unser Mecklenburg-Strelitzer Land auswirken müsse. Allein die pflichtgemäße Prüfung aller Verhältnisse hätte mich dahin geführt, den staatlichen Notwendigkeiten und der Zwangslage des Landes Rechnung zu tragen und dem Anschlußgedanken an Preußen näher zu treten. Mir als altem Strelitzer falle die Aufgabe der Selbständigkeit besonders schwer, und ich sei nur deshalb für die sofortige Aufgabe der Selbständigkeit, die ohnedies im Zuge der Zeit liege und über kurz und lang in jedem Fall sicherlich kommen würde, weil ich meine Heimat und die Bewohner besonders liebte, weil ich wisse, daß das Land bei Aufrechterhaltung der Selbständigkeit zusammenbrechen müsse, und daß bei den heutigen schlechten und kaum grundlegend zu bessernden Landesfinanzen sich die Ablehnung des Anschlusses für die Wirtschaft des ganzen Landes und für jeden einzelnen Landesbewohner traurig auswirken müsse.

Doch die Frage sei ja bereits entschieden, man wisse, daß die erforderliche Anzahl von Abgeordneten für den Anschluß heute nicht vorhanden sei, und ich könne nur offen sagen, daß ich das arme Land Mecklenburg-Strelitz bedaure, welches in dieser Stunde nicht genügend Männer im Landtag gefunden habe, die dem Anschlußgedanken an Preußen zustimmten. Wir würden in Kürze sehen, wohin der Nichtanschluß an Preußen führen werde und müsse. Gerade die Herren, die heute den Anschluß an Preußen versagten, würden es später bitter zu bereuen haben. Bei Philippri würden wir uns wiedersehen.

Diese letzte größere Rede, welche ich im Landtag gehalten, hatte ich mit besonderer Wucht vorgetragen, um die widerstrebenden Abgeordneten auf ihre nach meiner Überzeugung unrichtige Beurteilung in dieser unwichtigen Angelegenheit hinzuweisen. Allerdings war ich mir von vornherein klar darüber, daß man mit den im Plenum des Parlaments vorgetragenen Reden keine Stimmungsänderung innerhalb der Fraktionen, die sich vorher bereits festgelegt haben, hervorbringen kann. Vor allem aber wollte ich der Strelitzer Bevölkerung zeigen, wie außerordentlich ihre Interessen bei der ablehnenden Haltung eines Teils der Landtagsabgeordneten geschädigt wurden.

Am nächsten Tag wurde die Debatte über den Anschluß von Strelitz an Preußen noch stundenlang fortgesetzt, und bei der Wichtigkeit der Sache wurde für jede Partei noch eine zweite Rednergarnitur zu Wort gelassen.

Nachdem ungefähr acht Stunden über die Sache im Landtag geredet und zum Schluß, wie üblich, noch eine Anzahl persönlicher Bemerkungen von Abgeordneten gemacht worden war, war die Aussprache endlich erledigt.

Die Regierung gab jetzt noch die Erklärung ab, daß die Vorlage, welche sie zu den Verhandlungen mit Preußen ermächtigen sollte, zurückgezogen werde, nachdem sich aus den verschiedenen Erklärungen der Parteien ergeben hätte, daß in dem jetzigen Landtag die erforderliche Zweidrittel-Mehrheit für den Anschluß von Mecklenburg-Strelitz an Preußen nicht vorhanden sei. Die Anschlußfrage war damit in dem gegenwärtigen Landtag erledigt.

Es waren gerade zwei Jahre ins Land gegangen, als der nächste Landtag im Herbst 1933 in allerdings ganz anderer Zusammensetzung sich wieder mit dem Anschluß von Mecklenburg-Strelitz, aber diesmal nicht an Preußen, sondern an Schwerin beschäftigt hat. Die Anschlußpläne, über die ein langer Vertrag zwischen Schwerin und Strelitz wie 1931 mit Preußen nicht ausgearbeitet war, haben Ende 1933 zu einer gemeinschaftlichen Sitzung beider Landtage im Ständehaus in Rostock und zu dem einstimmigen Beschluß geführt, Strelitz mit Schwerin zu vereinigen. Diesmal haben auch die deutschnationalen Abgeordneten dafür gestimmt.

Über den Erfolg dieses Zusammenschlusses für die Mecklenburg-Strelitzer möchte ich mich nicht näher äußern, sondern nur anführen, daß irgend ein Zweckverbandsvermögen, wie es bei einem etwaigen Anschluß an Preußen in Größe von 252 000 Morgen vorgesehen war, den Gemeinden des jetzigen Kreises Stargard nicht belassen ist, sondern daß der ganz besonders wertvolle Domänen- und Forstbesitz des ehemaligen Mecklenburg-Strelitz an den einheitlichen Staat Mecklenburg übergegangen ist, ohne daß irgendwelche Sondervorteile dem Kreise Stargard dabei gewährt sind.

## „Knirk“ (Juniperus communis)

Wat schwögen de Heidjers üm ehren Machandel!

Ik heff's sehn, de iernsten, sturen, düstergroenen Büsch an Lönsen sin Graff, ok in de Dodengrund bi Wilsede un noch annerwägent. Aewer ümmer müßt ik doarbi denken: „Knirk!“ – O ja, uns' „Strelitzer Knirk“! – De hölt den Vergliek mit de Machandels god un giern dreeduffeltmal ut.

Un wo is uns' Heimat woll mit em sägent!

In de wiedlüftigen Forsten twischen Weisdin un Dannenwoll, Fellbarg un Mirow is de Knirk ja so recht tohus.

Un süll ik nu uptellen wurtonäben all, denn müßt ik dit all an'n Dagg vor Johanni (23. 6.) doon, wiel he de längst' is. Wo oft waßt he jagendin, jagendut, aewer Lähn un Lunk as Unnerbusch int hoge Holt. Ümmer is ok rieklich jungen Upschott mit bi. Dat ded ok nod, wenn he nich ut de Welt kamen will. Jugend von glieke Oard möt mit upwassen, süß sünd de Daog tellt!

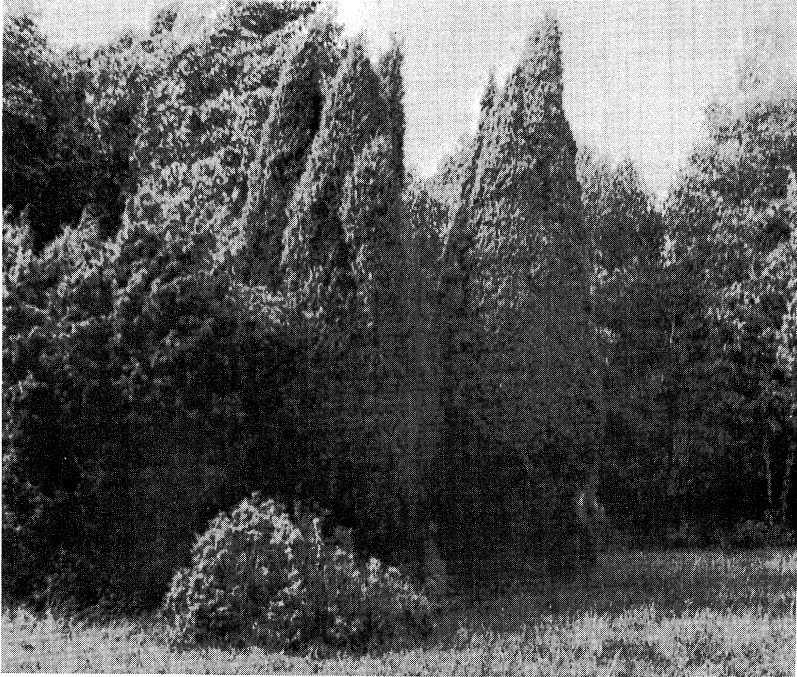


In de „Ollstrelitzer Börgerheid“, dicht bi Förster Hölldörpen sin Graff (ant „Leuwitz-Brook“);  
– aewerall Knirk un Jungdannen –

Wi süngen unsen Knirk keen Lied un säden em keen Gedicht up. Liekers hebb'm wi em leewt un doon dat ok noch.

Ik wüßt, wur de schönsten un gröttsten Büsch stünd'n un steilten. Un diss Städ'n wir'n 'ne stille Wallfohrt wiert. Müßt'n nich Ihr un Acht innähmen vör den so bi teig'n Meter hogen Säulenknirk int „Mossbrook“ doar hinna nah Zinow ruta?; orrer vör de allmächtigen Büsch an'n „Groten Kulow-See“ achter Föstensee?

As ik vör Jahr un Dagg väl achter Lütten Trebbow in de Drewiner Dannen to doon har, dreew mi dat vör'n hogen „Dreibarg“ ümmer noch enns fixing von de oll Landstroat rechts aff. „De Paterfitz-See“ har't mi andahn. „See“ is 'n bäten to rieklich bimäten;



Knirkbüsch an'n „Groten Kulow“

„Pool“ har noog west. Deep in de Grund liggt he, rund as'n Ooch. Hoge Sandrüggs bän-gen em in. De Öwers sünd steidl, meist mit griesgrön Sanduhr orrer brun Schmälgas aewertagen un von verschiedenolle Dannen bewussen. Wo rök dat doar so schön nah Moss, nah Sand, nah Keen un an de demsigen Daog nah Torf un Knirk! Denn üm den Paterfitz schlenkt sich'n lütt Muur. Un in dit Muur läwt'n dunnmals de gröttsten un ok schönsten Knirkbüscher, de ik bi Trebbow un Ohrnsberg rüm kennt heff. Weck Büsch wir'n rank un schlank, weck duckig und kruus, deweck breedmastig un vull; väle so dicht, glieks von unna rup, dat de Voß keen Muus het nahstöten künn, ahn sich de Näs infamig to präkeln. Ne Lust wir't, bi disse Büsch to verwielen. De Trebbow'sch Eck het aewerhaupt ehr hübschen Heemlichkeiten, ok ehr Spökigkeiten. Wenn ick an all de wun-nerlichen Vertellers denk! An dat grote Kalw int „Bültbrook“, dat Mudder Brand ut Groten Trebbow het bannen müßt orrer an den Spök bi'n „Gründlosen See“, de minen Grotunkel un sine Hund'n graesigen Grugel makt het.

Soanz sünd de Lüd ut de Buerdörper bi Ollstrelitz rüm goarnich spökig, hellschen rackig un taog as Knirk. So ganz ut de Luft is de Gloow in „Ollmochum“ ok nich upka-men, dat dejennig, de sich ne Fru von'n Land'n halt, getrost een Pierd un ok den Hund affschaffen kann. Min Tant'n ut Lütten Trebbow het ehr Lüd oftnoog andraugt, ehr den Tüfftenkratzer up'm Daez to haugen, wenn bi 't Tüfftenkuhlen ehr Menung nah nich recht bettogüng. Se kröp ümmer up de Spitz un har von de Arbeit ne gesunde aewer sihr hoge Meenung. Ehr güngen de Fingern bi 't Racken as Klavierspälen. – Aewer indessen doch un liekers har dat mannigmal sülwst bi kloaren Kopp sine Heemlichkeiten un Bewandnissen, ok grad mit'n Knirk.

Von all de Schinkens – ton Bispill – de bi uns heel orrer deel wies up'm Disch land-'ten mund'ten de ut Lütten Trebbow von Tant'n ehren Rökerwiem utverschamt god un allerbestens. Wenn uns' Mudder nich scharp todeelt har, hard'n wi uns woll glieks in stengt. Liekers wür he bannig fix all. Datt har doch Gründ'n! Woso schmeckte all de Rookwohr von Tant'n ehren Wiem ümmer 'n hartlichen Tuck bäter? Woso un woans? – Tant'n wull nich rut mit de Sprak un har de Schmatzers un Schwögers all up ehr Sied.

Un dat deed ja 'ne ihrgiezige Husfru uterwählt god. Lang'n noog hülp keen Dremmeln keen Draugen.

Goderletzt leets aewer doch enns in een go' Stund'n up'm Rökerwiemkieken, un achter vörhollen Hand, as keek halw Mäkelborg to, un doar stünd'n man twee Frugenslud alleen flusterte se un wees mit de anner Hand up'm Schmookhierd: „Knirk möt mit ruppa, Knirk! – Nich to väl, nich to knapp un to rechten Tied!“ – Nu wir't rut! Aha – soans!

Dat wir nu grad keen grot Geheimnis aewer doch ne lütt Heemlichkeit.

Un von de Oart Heemlichkeiten ward'n ja noch väl hödd. Würd'n de all apenboar, denn würd'n väle Husfrugens ehr Trümw ut de Hand räten.

Mit den ollen Mollentüner Sägert in Ollstrelitz wir dat ok sön Geschicht. Em sin Mollen stünd'n hoch in Begehr.

De Mollenspraegels müßt'n bi em aewer ok knirkern sin. Gorraväl Knirkschächt het he up sin oll Fohrrad rankurrt, meist von'n Drewin weg, ok ut'n Föstenseeschen Busch un de Strelitzer Börgerheid.

Mag dat nu wäsen, dat de Fodermollen mit knirkern Spraegels taoger, lichter un doarüm handrechter west sünd, orrer künn nich de Knirk bi't Vehfodern doch noch'n bitsching mihr bewirkt hebb'm? Weck Lüd säd'n gradut „ja“. Annern wüßt'n doar nix nich von orrer se deed'n so.

Wenn'n aewer Knirk up een gläunig Pann schmeet, denn süll de scharpe Schmook, de unner Praeteln un Pritzen upsteeg, alle Süken un Leegheiten ut Hus un Hoff jagen.

Doar müßt doch wat in un bi den Knirk sitten, wovör sülwst den Däukert sin Kumpanie Respekt har!

Un de Knirkpietsch? Wat het dat doarmit up sich? Mann und Pierd un Wagen hard'n alltieds glücklich Reis, wenn mit ne Knirkpietsch kutschert wür – wür seggt! So heff ik mi ok ümmer min Pietschenstäl ut Knirkschächt schnäden un schnickert. Diss Oard Pietschenschächt sünd nich alleen handsam un schwuckig, ok duerboar un billig. Hüt möt ik togäb'm, dat ik mit ne Knirkpietsch doch wiß un wohrhaftig väle Johr'n ümmer schlankweg hoddert heff, ahn Malür, ahn Malesch.

Up'm Land'n, vörto in de Dann'dörper, legen früher aff un an ok breede und faste Footmatten ut Knirk vör'n Husdörsüll, meist bi de Klingeldör.

Fründ orrer Fiend, all müßt'n s' doaraewer weg. Leg de Knirkmatt nu ganz alleen wägen de Rendlichkeit vör'n Süll up'm Trittsteen? – As Barometer wir se ok god. Wenn nah lange Hitt dat Wärer ümschlagen wull, denn füng'n se an uptokrempen. – Höhnerglobb'm orrer Gloob'm, wat is de Wahrheit?

Wahrheit is, dat de Ollstrelitzer den Knirk leewten. Wenn de annern Lüttstädter birüm to't Schüttenfest mit Barken utschmückt würd'n, denn sönten in „Ollmochum“ bet vör söstig Johr'n Knirkbüsch to „Königsschuß“ de Straten.

Dat wir nu mal ut Lustigkeit un Haeg.

Haegt heff ik mi ok enns up'm Drewin. –

Dicht an'n „Krummen-See“ wür'n Kählschlagg toplant', un ik har doar birüm ok allerlei to beschicken. Up'm Schlagg wokerten 'n poar junge Lüd, de ik god kennte. Ik schöw denn ok mit min Radsachten tonäben. Rasch wir'n 'w hochup togang'n mit Nietidingen, an de jo in de Föfftigen bi all den Marakel in Stadt un Land keen Mangel bestünn.

Mit enns zischte de een Planterjung: „De Knirkuhl!“ – Up'm Butz güng de Arbeit driffig betto. Doar wür keen Kopp anböhrt!

Ik höl mi denn ok nich wierer wat up, keek aewer denn doch nah'n gaodlich Wiel so quaonswies rund.





Königsschuß 1914 in Altstrelitz. Knirk in de Wäsenbarger Straot vör de Hüser Giese un Melz (Janssen)

Jawoll!

Doar an'n Soom seet Försting achtern staatschen Knirkbusch in de Huk. – De Lüd'n bäten beluern – orrer? – Nu wüßt ik, wat 'ne „Knirkuhl“ wir.

Försting har sine Hoffnung up den dichten Knirkbusch sett'. Aewer nu har vör em doar wohrraftig doch „ne Uhl säten“. De jungen Lüd sünd up'm Kiewief west, ehr seeten ok kralle Ogen in'n Kopp.

De Henningsfelder Buer, doar achter bi Granzin, aewer har vör etliche Johr'n all de Hoffnung up'm Knirk sett' un sinen välen losen Sand, de scharp vör Wind leg, achter ne lange Hägd von Knirkbüsch verstäken. So het em de soore Wind doch nich ganz den Lohn vör all sinen Fliet bettoweigen künnt. –

Liekers het denn doch väle Johr'n later de scharpe Ostwind gorraväl bettoweijt, doar achter in Henningsfell un ok noch ganz ganz wiet birüm.

Aewer väle Knirkbüsch bi Strelitz rüm stahn ümmer noch so grön un stur as eh un je – ierst körtens heff ik werrer weck besöcht. Mi is, as wenn se up wat luern; gewiß up väl Licht un Sünne un goden Rügen to rechte Tied.

Ik glöw, se luern nich vergäws, denn se schlagen't up de Tied. Un wat sünd föfftig Johr vör eenen Knirkbusch?



Knirk an'n „Paterfitz“, meist dreemal grötter as ik.

## Bispill

Von Klaus Giese

Kumm man mit  
up'm Wegg,  
de bi'n Brink utlöppt  
un noch poar Schrid dörch't Ruhr!  
Wur de Voß in de Sünn up'm Stubben schlöppt,  
nah de wille Wisch vör't Muur!

Holl den Mund,  
dat de Voß doar sich nich verjöcht! –  
Mak mal de Ogen wied!  
Wecker schwiegen kann, wenn he Wummer söcht,  
de find't 's noch wied un sied.

Kiek, de Knirk,  
un all de Knirkbüsch doar  
sünd di un mi doch Fründ'n!  
Schnackst du mit ehr stillschwiegens goar,  
warst du ok Antwurd find'n.

Holl di stur!  
Dat is ehr gode Raod,  
vör morgen hüt un je.  
Ob in Sus un Brus, ob bi Wark un Daod,  
wes so grön un so taog as se!

Langendörf/Elw  
„Peter und Paul“ 1974

## Laterna magika / Von Dietrich Melms

Laurenzius Wirzbycki, ein invalider polnischer Mäher, versah vor Zeiten das Amt des Nachtwächters auf Wobbekenhag. Kein unbedeutender Posten, wenn man den weitläufigen Hof und seinen Reichtum an Vieh jeglicher Gattung bedenkt. Zwar galten die Nachtwachen des seligen Laurenzius weniger der Diebes- als der in jener längst vergangenen Zeit weitaus größeren Feuersgefahr. Bargen doch die bis unters Rohrdach mit Heu und Klee vollgepackten Scheunen, die dreibödigen Kornspeicher und die in den Kellern der Kartoffelbrennerei lagernden Fässer genug Brennstoff, um in einer einzigen Schreckensnacht den gesamten Hof und, wenn es dem Wind so gefiel, auch noch die Katen der Instleute in Schutt und Asche zu legen. Eine dörfliche Feuerwehr wurde damals — alle Mann an die Pumpe! — „von Hand bedient“, während Weiber und Kinder in langer Kette Wassereimer vom Teich transportierten. Gesellte sich dann noch zum angstvollen Brüllen und Blöken des immer wieder ins Feuer rennenden Viehs das Heulen eines Sturmes, der Funken über den nachtschwarzen Himmel sprühte, dann mochte wohl mancher das jüngste Gericht gekommen wähnen. Gott behüte! Eine Feuersbrunst auf dem Lande stand einer Sturmflut am Meer nicht nach.

Da der Heilige Laurenzius in Wobbekenhag platterdings unbekannt und unaussprechlich war, hatten ihn die Einheimischen kurzerhand in Lorenz umgetauft, und nur mein Vater, der ein besonderes Verhältnis mit dem originellen alten Polen hatte, hielt streng an seinem rechtmäßigen Namen fest. Laurenzius Wirzbycki, schon lange verwitwet, hauste mit zwei Enkeltöchtern, Marja und Myrjam und seinem Hund „Buracz“, einem Bullenbeißer unbestimmter Herkunft, im letzten Katen des Dorfes zum Hopfenhof hin. Wenn er im Winter vor die Tür trat, dann reichte das weiße Laken ostwärts weit ins Feld, und die feingliedrigen Zweige der Birken zeichneten sich schwarz ab. Bei Mondschein wuchsen die Hasen, die nächtlich den Kohlgärten zu Leibe rückten, ins gigantische, doch duckten sie sich, wenn der Flügelschatten einer Eule auf sie fiel, oder richteten sich pfahlgerade auf, wenn der heisere Schrei eines Fuchses die große Stille durchbrach.

Um sein Gärtchen hatte der Alte einen Staketenzaun gezogen, angeblich, um dem Wilde zu wehren, mein Vater behauptete, um seinen Nachtopf aufzuhängen. „Nichts gegen dieses notwendige Geschirr“, fügte er hinzu, „ich habe auch eines und bin jederzeit bereit, dem Laurenzius einen überzähligen Nachttisch abzugeben.“ Aber der Laurenzius wollte keinen, argumentierte vielmehr, ein Nachtopf auf dem Zaun sei auch nichts anderes als Wäsche auf der Leine. Mit seinen Reformvorschlägen gescheitert, zog sich mein Vater auf die höhere Gewalt zurück und ließ den Zaun durch eine bildschöne Wildrosenhecke ersetzen. Laurenzius zeigte keine Freude, er schlug in ihrem Schutz einen strammen Pfahl ein, um den Standort seines Topfes ein für allemal festzusetzen. Wenn auch den Augen des Fußvolkes nunmehr entzogen, zeigte er sich dem Hochmut zu Pferde immer noch zum Trotz.

Feingliedrig wie die Birken und von unbestimmter Herkunft wie „Buracz“ hätte man auch die beiden Mädchen nennen können, die dem knolligen Alten so wenig ähnelten wie goldene Kornähren und blaue Bachblumen einer zerklüfteten Kopfweide. Es hieß, eine verstoßene Tochter hätte sie eines Tages bei den Großeltern abgeliefert. Obwohl sie mit erstaunlicher Schnelligkeit die Landessprache erlernten und freundlich gegen jedermann waren, blieben sie ein Fremdkörper im Dorf. An langen Sommerabenden sangen sie zweistimmig ihre wohl lautenden, schwermütigen Lieder. Der Gesang schien oft aus den Wiesen zu kommen, ohne daß man die Mädchen je dort gesehen hätte. Aber jedermann konnte den alten Laurenzius sehen, wie er allein auf seiner Feierabendbank saß, Selbstgespräche murmelnd oder stumm das Kreuz schlagend.

Der Tag des Landmannes geht nicht mit dem letzten Glockenton zu Ende. Jegliches Gerät will an seinem Platz verwahrt, das eingebrachte Erntegut verschlossen, das Vieh gefüttert und getränkt sein. Dann erst kommt der Mensch zur Ruhe. Tagesgestirn und tägliche Mühe hinterlassen ihren Abglanz, ehe die Dämmerung sich ausbreitet. Im Sommer um die zehnte, winters um die achte Stunde trat Laurenzius Wirzbycki

seinen Dienst an. Von Dämmerung zu Dämmerung, in silbrigen Mondscheinnächten, in Hagelschauern und Flockengestieber trug er die Verantwortung für Sicherheit und Schlaf von Mensch und Vieh. Zu den mancherlei Obliegenheiten eines Nachtwächters gehörte auch die Geburtenkontrolle in den Viehställen. Der alte Laurenzius hatte sich mit der Zeit nicht nur praktische Erfahrungen und Kenntnisse, sondern auch eine eigene Meinung über den mysteriösen Vorgang der Geburt verschafft, er war nicht der Mann des tatenlosen Beiseitstehens und Zuschauens, wenn Not am Mann war. Nicht umsonst hing ihm ein kräftiger Kälberstrick am Gurt, und so konnte er sagen: „Kuh kalbt dumm, Ferkel foht klug, Schaf lammt fix und Sau ferkelt viel.“ Nun sage einer, der was davon versteht, das stimme nicht!

Am Vormittag holte er den versäumten Schlaf nach. Am Nachmittag band er Heu für vierzehn Gespann Pferde ein. Mit dem kunstgerechten Einbinden in die Weidenbügel war es jedoch nicht getan. Bund für Bund mußte über den Hof an seinen Platz im Ackerpferdestall, Kutschstall oder Hengstenstall getragen werden, und an die sechzig Mal gab der alte Laurenzius dabei das Bild eines wandelnden Heuhaufens ab. Ich habe ihn nie anders, auch im heißesten Sommer nicht, als in einer verschossenen Otterfellmütze und in filzgefütterten Holzschuhen gesehen. Nach besonderer Anstrengung schob er sich die Mütze wohl ein wenig aus der Stirn, so daß eine verschwitzte Strähne seines Dachshaars an die Luft kam, und beim Tragen der Bündel hatte er, des rieselnden Heustaubes wegen, stets ein buntfarbiges Schnupftuch um den Hals geknotet. War das Heu alle, mähte er „Grüns“ oder band Besen, für die er Reisig mit Bedacht schnitt, denn, so sagte er: „Baum is auch Mensch!“

Aber erst die Stallaterne versetzte ihn — lange nach Feierabend wie gesagt — in jenen geheimnisvollen Lichtkreis, der, ständig Form und Bewegung ändernd, gerade noch seine Umrisse, niemals seine ganze nächtliche Bedeutung erkennen ließ.

Trat ich als kleiner Bub an der Seite meines Vaters aus dem Haus — es mochte eine Augustnacht sein, die dem Feisthirsch, eine September- oder Oktobernacht, die dem Brunfthirsch galt — dann blinkte alsbald hinter irgendeiner Stallecke, mal rötlich, mal mehr ins gelbliche spielend, ein Lichtfunke auf, verschwand, kam wieder zum Vorschein, schien hin- und herzuhüpfen, näherte sich, und nun wurde auch das schwere Aufsetzen eines Klumpfußes auf dem Kopfsteinpflaster hörbar. Schließlich stand der alte Laurenzius, vom flackernden Licht ins riesenhafte vergrößert, mit eisgrauem Vollbart und bulldoggigem Kettenhund vor uns.

Wie es geschah, daß er sich, in welcher Nacht auch immer, unfehlbar zur Stelle meldete, nicht mit Worten, nein, nur einmal, aber nachdrücklich mit der Stockzwinge auf den Fußboden stoßend, habe ich so wenig herausbekommen wie damals jene denkwürdigen, halb polnisch, halb deutsch geführten Dialoge recht begriffen, die mein Vater offenbar zu seinem besonderen Vergnügen heraufbeschwor.

Etwa: „Laurenzius, alter Sakramenter, woher kommt heute Wind?“ Das war wichtig für die Jagd, und natürlich hatte mein Vater längst mit seinem Nachtglase nach der Wetterfahne auf dem Kuhstalldach gesehen. Der alte Laurenzius indessen mochte dieser schon des öfteren Frage überdrüssig sein, so daß er zur Antwort gab: „Psiakrew pierunje, gnädiges Herr, macht Buracz, olle Töle, heute kein Wind!“

Oder: „Laurenzius, alter Buracz hat kein Zahn mehr!“ Nun war ihm erst kürzlich von meinem Vater eröffnet worden, daß man neue Zähne jetzt en gros einkaufen und wie Hufnägel einschlagen könne. Der Alte, der selbst nur noch einen hartnäckigen Eberzahn besaß, hatte sich erlaubt, dieses Angebot mit einem in den Bart gemurmelten: „Schiskojetno!“ zu quittieren, aber diesmal sagte er gutgelaunt: „Macht nix, gnädiges Herr, hat große Maul!“

Bei diesen nächtlichen Zwiegesprächen sind mir die beiden stets wie zwei alte Fechter vorgekommen, die einander in Ausfall und Parade gar gut kannten, am Ende gingen sie befriedigt auseinander, mein Vater mit einem lautlosen Lachen, der Laurenzius auf gut polnisch. Das letzte Wort, das dem Alten gerne vergönnt war, dankte er mit Respekt und Vertrauen. Er war sich seiner Stellung und seines Ansehens bei mei-

nem Vater durchaus bewußt, er war ein gläubiger Mann, und daher stellte Pan Charly für ihn die letzte Instanz auf Erden dar.

Bei Tage besehen, verlor die Laterne des Laurenzius, was Wunder, an Glanz und Geheimnis der Nacht, blieb doch auch vom grünschillernden Augenpaar des alten Buracz nur ein farbloses in die Sonne blinzeln. Dafür wies sich die Magische an der Sorgfalt, mit der jede ihrer in Blei gefaßten Butzenscheiben geputzt, der Docht beschnipst, das Zugscharnier geölt, der ausgebauchte Petroleumbehälter nachgefüllt, die Flamme geprobt und das ganze nochmal mit schräg gehaltenem Kopf begutachtet wurde, als unabdingbares Zubehör seiner Person aus wie der Leibriemen, in den er sie einhängte, wenn es doch einmal galt, den Knotenstock fester zu fassen und Buracz näher an sich heranzuziehen oder einer Kuh vom Kalbe abzuhelfen.

Als es mich eines Tages in kindlichem Eifer verlangte, seine Laterne „auchmal parat zu machen“, hat er es mir mit ungewohnter Barschheit verwehrt. Daß sie, die von ihm, Laurenzius Wirzbycki, Nacht für Nacht durch Herde und Heu getragene, kein Spielzeug sei, das würde ich mit den Jahren schon noch einsehen!

Kaum weniger nahe dem Herzen des alten Laurenzius stand seine Sense. Was wäre ein polnischer Mäher ohne Sensenklang! Zwar war die Zeit lange vorbei, wo auch er sein Instrument im Chor hatte klingen lassen, einzig dirigiert vom Schwung vieler sonnengebräunter Arme und das Lied „Polska, Polska . . .“ auf den Lippen. Fern lag die Heimat, verschollen waren die Jugendgefährten.

Wenn ich um die Mittagszeit ein klingendes Klopfen vom Dorf her hörte, dann lief ich, dem Alten beim Härten des ausgeschliffenen Stahls zuzuschauen. Und zuhören tat ich, wenn seine Schärfe mit harschem Ton durchs Gras fuhr. Es konnte dabei geschehen, daß ein Funke aufstob, wenn das Eisen einen verborgenen Stein traf, für den Mäher ein Ärgernis, für mich jedoch die Gewißheit, daß auch in der Sense ein lebendiges Feuer lebte.

Viele Jahre hat Laurenzius Wirzbycki die Flamme gehütet, die in seine Verantwortung gegeben war, und als sie erlosch, weil mit einem neuen Jahrhundert elektrisch Licht aufkam, begann er zu kränkeln. Die Laterne auf seinem Grabstein ist noch heute zu sehen.

Lieber Leser, du sagst: Nun hat er uns alles vom alten Laurenzius und über die Laterne magika erzählt, aber was ist denn aus den Mädchen mit dem korngoldenen Haar und den bachblumenblauen Augen geworden?

Ich habe eine Kinderfreundschaft mit Myrjam gehabt und sie hat mir jedes Jahr die Ernteschleife gebunden, bis mit einem Schub von Schnittern ein kecker Bursch mit Bärtchen gekommen ist, der sie heimgeführt hat nach Polen. Die Marja ist beim Vater geblieben, der sich nicht mehr von Wobbekenhag trennen mochte. Sie hat zweierlei getan, sie ist des Verdienstes halber „zu Hofe gegangen“ und sie hat die kleine Wohnung blitzsauber gehalten. Daß sie vor einem farbigen Druck der Mutter Gottes von Lodz zuverlässig ihr Gebet verrichtete, hat sie niemanden sehen lassen.

## Die letzte Bitte / Von Dietrich Melms

Es war an einem jener unwiederbringlich schönen Sommerabende, die angefüllt sind mit dem Brotgeruch reifenden Roggens und dem Honigduft dicht belaubter alter Dorflinden, so ein Abend, wo die Kinder nicht ins Bett finden können und das Flüstern der Liebesleute in den Büschen auf die zarteste Saite des eigenartigen Instruments gestimmt ist, das sich menschliches Herz nennt, ein rechter Feierabend, zu dem der Himmel seine feinsten Pastellfarben und der Herrgott selbst seinen Frieden gibt — ja, an einem solchen Abend muß es gewesen sein, daß ich glaubte, sie zum letztenmal gesehen zu haben.

Sie saß an ihrem gewohnten Platz unter dem ältesten der vielen alten Bäume, einem Baum, der inmitten der Seinen so allein stand wie sie, und die Bank, die der Abend ihr angeboten hatte, war — mochte sie auch alt und schön geschnitzt sein wie ein dörflicher Altar — so wenig vom ältesten Holz wie aus ihrer Zeit. Ein halb Jahrhundert zurück hatte es sie noch gar nicht gegeben. Da hatte eine zwar ähnliche, aber doch andere Bank dort gestanden, von anderen Menschen besessen, und zuvor noch eine, eine Rundbank, die beste von allen, aber das war so lange her, daß es niemand mehr wußte außer dem alten Baum und ihr. Die schwiegen beide.

Leise nur rauschte es aus dem Blättermeer ihr zu Häupten. Der Blick ihrer tief eingesunkenen Augen war ins Wesenlose gerichtet und ein Händepaar von der Wächsernheit lange nicht mehr entzündeter Kirchenlichter über knotigem Krückstock gefaltet.

Der Schornstein bei Schornstein emporkräuselnde Herdrauch des Dorfes berührte sie nicht, und der Ruf der Wachtel vom Felde her vermochte sie nicht mehr zu locken. Schwalben schossen zwitschernd über ihren gebleichten Scheitel, ein Tagelöhner mit dem Gerät seiner Arbeit über der Schulter und dem Jüngsten, das ihm entgegengelauten, an der Hand, bot ihr einen guten Abend, eine wasserholende junge Frau nickte ihr freundlich zu, Kinder jagten spielend und lärmend vor ihren Füßen vorüber, von der Pumpe her scholl das Lachen der Burschen und Mädchen, vom Hof der verwehte Klang einer Ziehharmonika, das späte Geklapper des Storches, doch all diese Laute brachen sich an ihrem Bildnis wie die zeitlich heranflutende Welle am Gestein einer ewigen Küste — sie schien das eine so wenig zu bemerken wie das andere zu hören; der dünne Schnitt der zusammengefalteten, blutleeren Lippen verschloß ihre Welt vor der Gemeinde der Ihren.

Hier im Dorf, unter dem efeuüberspannenen, rohgedeckten Dach der alten Fachwerkkate am Mühlbach war sie zur Welt gekommen, hatte sie, einstmals ein flinkes flachszöpfiges Ding, mit ihresgleichen gespielt, gekichert und gekalbert, war Frau und Mutter geworden, hatte das Gesetz von Geburt und Tod vielfältig am eigenen Leibe erfahren, und es war nicht anders gewesen wie das Grünen der Saat im Frühjahr und das Gilben der Blätter im Herbst, über allem hatte das Gebot der Arbeit um das tägliche Brot gestanden. Niemand hat die Tropfen redlichen Schweißes gezählt, die ihr so selbstverständlich waren wie Arbeitssegen und Erntedank.

Söhne waren ausgezogen und nicht alle wiedergekehrt; einer nach Amerika, dazumal, als es „kein Hüsung“ gab im Lande Mecklenburg, einer anno 64 bei Düppel geblieben, ein anderer beim Mähen zu Schaden gekommen, und nur der Jüngste hatte den Namen im Dorf gehalten. Töchter hatten geheiratet und es ihr mit den Kindern nachgetan. Sie hatte Enkel und Urenkel eingewiegt, eingehütet, eingesegnet, ja, und auch eingesargt, denn mancher der Ihren war vor ihr in die Erde gebracht worden. Aber, wie gesagt, nicht alle barg die heimatliche Erde des schattigen kleinen Dorffriedhofes mit Kreuz und Kranz und dem feierlich gewandeten Besuch der Kirchgänger, wenn aus dem separat stehenden Glockenstuhl Gottesdienst geläutet wurde. Der eine lag in Polen verschart und der andere in Flandern, denn es hatte Krieg gegeben so wie Frieden und vielleicht abermals Krieg und auch sowas wie Revolution, weil die Menschen keine Ruhe geben können und nicht klug werden. Ach ja, man kann wohl niemandem raten, weder von den Dummheiten ab, die man selber gemacht hat, noch zu

dem bißchen, das man vielleicht recht getan; ein jeder muß es selbst probieren, bis er's müde ist und den Herrgott machen läßt, der denn ja auch das letzte Wort hat.

Was hatten sich die Menschen nicht alles versucht! Die Post-Kutsche abgeschafft, eine Eisenbahn gebaut und nicht genug mit diesem Teufelszeug, man konnte jetzt ja wohl durch einen Draht miteinander sprechen und — Gott soll mich bewahren — gar in der Luft herumfliegen. Aber besser war die Welt deswegen nicht geworden. Die Menschen waren Menschen geblieben, sie hatten nur andere Namen als zu ihrer Zeit. Dieser oder jener sah seinem Ahn ähnlich, das konnte sie wohl noch erkennen, jedoch nicht gut wissen, daß sie selber das Gesicht ganzer Generationen aus der Vergangenheit bis hierher getragen hatte.

„Öwer Johr ward Krögersch hunnert Johr olt!“, das sagten die Kinder wohl schon seit langem und wenn das auch, wie immer im Munde kleiner wie großer Leute, übertrieben gewesen sein mag, so stand doch das eine fest: die alte Krögern war wirklich steinalt. Niemand hätte indessen Genaueres darüber aussagen können, und selbst der sonst allwissende Schulmeister „Hauto“ wäre in Verlegenheit geraten, den Geburtstag der alten Krögern anzugeben. Sie selber hatte ihn längst vergessen und mochte auch nie Muße gehabt haben, ihn wichtig zu nehmen. Denn ihr Leben war Mühe und Arbeit gewesen, nicht ohne Köstlichkeit und gewiß nicht ohne Segen, aber doch eine einzige Sorge für die Ihren, früh begonnen und immer noch nicht beendet.

Sie hauste noch unter dem gleichen Dach, unter dem ihre Mutter sie geboren, ihr Vater sie zum erstenmal an der Hand über den Stüll geleitet, und die Zeit war darüber hingerauscht mit Ebbe und Flut, ohn ihm je zu nahe zu treten.

Sagte ich nicht, ich hätte gemeint, die alte Krögern zum letztenmal gesehen zu haben, damals an einem lauen Sommerabend? Nun, ich wußte es nicht besser, ich war jung und sie war alt. Aber dann war ich aus dem großen Kriege heimgekehrt, verschont vom Tode, hungernd nach dem Leben; war heimgekehrt und mit offenen Armen von den Feldern und Wäldern der neu gewonnenen Heimaterde empfangen worden. Genau auf den Heiligabend anno 18 betrat ich das Elternhaus wieder, sah, noch mit dem Gewicht eines ungeheuren Erlebens behaftet, in die lieben Augen der Eltern, in die strahlenden der kleinen Geschwister und verlangte nach nichts mehr als auf's tiefste in jede Kostbarkeit der Heimat einzudringen. Ich gebe zu, daß ich nicht an die alte Krögern gedacht habe; die Weisheit des Lebens fügte es und Gottes Hand führte mich.

Es muß unmittelbar nach dem Fest gewesen sein, da kamen wir eines stillen Winterabends vom Walde, mein Vater und ich. Eine große, gleichförmige Schneedecke lag über das Land gebreitet, kühl und rein wie ein Sterbelaken. Die Schatten des vertraut in seiner Äsung stehenden Wildes waren unwirklich groß und unfaßlich fern der Glanz namenlos vieler Sterne. Und wenn nun auch in diesen nordischen Breiten keine Hirten mehr auf dem Felde waren, so leuchtete doch traulich und warm die Lampe der Menschen aus butzenhaft kleinen Scheiben. Dort war unser aller Zuhause. Wir gingen die Dorfstraße hinunter. Das filigranfeine Astwerk der alten Lindenallee spannte sich wie ein Netz der Geborgenheit über uns. Eine Tür öffnete sich und ließ die lebendige Glut des Herdfeuers in die frostklare Winternacht hinausblicken. Wir waren schon nahe der Mühlbachbrücke, da sagte mein Vater zu mir: „Wir wollen noch mal nach der alten Krögern sehen, sie ist sehr krank!“

Durch die Halbtür, deren schmiedeeisener Feuerfang schneegepudert war, traten wir, zweimal sieben Fuß unserer Länge bückend, in die Küche, wo Meriek, die auch schon betagte und längst verwitwete Tochter der Alten am Herd hantierte. Sie wischte sich die verarbeiteten Hände an der Schürze ab und kam, nicht ohne Verlegenheit ob unseres späten Besuchs, hinter dem Backofen hervor. „Meriek“ war meine Freundin; noch heute erinnere ich mich dankbar jedes Grußes von ihr, des Grußes einer einfachen Frau, den ihr jede Fürstin hätte neiden können um des natürlichen Anstandes, der wortlosen Herzensgüte willen, die in ihm lagen.

„Gun' Abend, Meriek!“, sagte mein Vater, der eine unvergleichliche Art hatte, mit den Menschen des — wie er zu betonen pflegte — ihm anvertrauten Landes umzugehen, „wurans geht dat Muddern?“

„Ach Herr“, sagte Meriek, „mit Muddern geht dat nu wol to Ennen, de letzten Dag is sei heil slicht toweg, mach kein Äten nich miehr un kein Drinken, un wenn ik nachts nah ehr Kieken dauh, denn het sei de Ogen mierst an de Wand, sei süht mi gornich.“

Wir gingen durch die Stube. Meriek schlug mit einer unendlich behutsamen Bewegung den billigen Kattunvorhang zurück. Einer nach dem anderen betraten wir, mein Vater voran, auf unseren Fußspitzen die Kammer. Auf der Fensterbank glühten seltsam rot vor dem frostblumenverzierten Kristall der Scheibe die Wintergeranien. Ein Tranküsel erhellte matt den winzigen Raum, der völlig von dem mächtigen, blaukarrierten Federbett beherrscht war, auf dem die abgezehrten Hände der Greisin ruhten. Sie schien zu schlafen, jedenfalls hielt sie die Augen geschlossen und nichts deutete darauf hin, daß sie unser Eintreten überhaupt bemerkt hätte.

Mein Vater stand ihr zunächst und war ganz in die Betrachtung der alten Frau versunken, die er ebenso wie ich von Kind an kannte. Oft hatte er mir gesagt, sie habe damals schon genauso ausgesehen wie heute. Und dann regelmäßig hinzugesetzt, es sei ein unverzeihliches Versäumnis, niemals genug mit den Alten gesprochen zu haben, die hier auf dem platten Lande eine lebendige und darum durch nichts zu ersetzende Chronik seien.

Als habe sie der sinnende und forschende Blick meines Vaters gerufen, schlug die Greisin die Augen auf, und es bedeutete eine Überraschung für mich zu sehen, daß diese aus dem Zwischenreich dahindämmernden Traumes entnommen Augen ohne Umschweife sofort und geraden Wegs auf meinen Vater gerichtet waren. Ja, man konnte deutlich verfolgen, wie nach einer Sekunde des Tastens das Erkennen ihre Augen belebte und ihnen einen auf der Welkheit dieser Züge doppelt bewegenden Schimmer der Freundlichkeit gaben. Diesen Blick erwidern, beugte sich mein Vater nieder und sagte: „Krögern!“

Es war, als wolle der Anflug eines Lächelns die Lippen der Greisin öffnen, doch blieben sie stumm, nur der Schimmer ihres Auges belebte sich um ein wenig mehr, so als wolle er anstelle des müden Mundes sagen: „Ja, hier!“

„Krögern!“, wiederholte mein Vater mit dem ansprechenden Ausdruck in der Stimme, den ich an ihm geliebt habe, und abermals geschah etwas für mich völlig Überraschendes, Unerwartetes, diesmal von seiten meines Vaters — weder die doch naheliegende Frage nach ihrem Befinden noch eine billige Ermunterung, sondern ein von vollem Zutrauen in ihre Aussagekraft getragener Appell: „Krögern, wat weit sei noch von den' ollen Herrn?“

Hinter der pergamentfarbenen Stirn der Alten schien es mühsam zu arbeiten, die Muskeln der Kinnbacken bewegten sich, als müßten sie proben, ob sie noch imstande wären, ihren Dienst zu verrichten, dann kam es leise über ihre Lippen: „Uns olle Herr, ach uns olle Herr!“

„Nee!“, sagte mein Vater lächelnd, „wat hew ik seggt, den'n mein ik je gornich, Krögern, ik mein doch den' ganz ollen Herrn!“, und da erst begriff ich, daß er meinen Urgroßvater im Sinn hatte, dessen sich die Alte wohl noch aus ihrer Kinderzeit entsinnen konnte.

Wieder arbeitete es hinter der Stirn der Greisin, länger diesmal und angestrenzter als zuvor, doch dann war es, als werde alle Mühe durch das Glück einer lichten Erinnerung gelohnt.

Murmeln, einer längst versiegten und verschütteten Quelle gleich die noch einmal aufbricht, stockend anfangs, oftmals Atem holend, den Faden suchend, der ihr zu entgleiten drohte, allmählich sich festigend, immer fließender, um schließlich in die ganze sprachliche Breite ihrer Mundart einzumünden, begann die alte Krögern zu erzählen:



„Dat mag in miene kindlichen Johren west sin un ik 'ne lütte Diern von'n Stücker teihn olt, dor har ik mi Appel must an de Hofgordenmuer un har's in mien Schört un wull's nah Hus drägen. Ik wier all hier up de Möhlenbäkbrüch, dor deh dat mit eins Klipp-Klapp üm de Eck un iehrer dat ik üm den' Schapstall rümmer utneihgen künn, käm de Herr antorieden un höl gegen mi an.

„Je, dor stünn ik nu as Bodder in de Sünn un har mi doch giern so lütting makt as 'ne Mus. Nix dor, hei blew bihollen up sienen grotmächtigen Voss, so as hei ümmer to Pierd sitten deh, 'n staatschen Kierl, ein Hand in de Sied un de Snurrbort so in de Dreih un de Ogen so grall, as wenn hei seggen wull: Wat kost de Welt!

Äwer hei säd gornix, kek blot up mi dal, un de oll grot Voss klart mit de Bein, denn hei wull an de Krüw.

Ik har de Ogen ünner mi bet op de barften Bein un wüsst nich, ob mi heit oder kolt wier.

„Na, mien Diern“, säd hei bi lütten, „nu vertell mi doch mal, wat du dor wol in dien Schört hest!“

Je, wat süll ik nu wol seggen? Gornix! Un wat künn ik maken? Mien Schört würd ümmer swerer un mit de Zippels deh ik all wringen, dat mi de Fingern bald lahm würden.

Un dorbi passiert je denn ok dat Malhür, dat mi 'n Appel ut de Schört trünnelt, grad den' oll Voss vör de Bein. De makt sik krus un schnorcht, un ik dink, du dömlisches Diert, fret em doch up!

„Kiek mal an!“, säd hei, „wat'n schönen Appel! Wur de wol wussen is? Hest noch miehr von de Ort?“

Ik säd nix.

„Je“, säd hei, „de Voss mach em nich, denn lang em mi man rup!“

Har ik je wol dahn, äwer ik har je kein Hand nich frie. In mien Verlägenheiten kek ik hoch un seh, dat hei grienen deh. Ik kreg Maut.

„Na“, säd hei, „denn giw mi ein'n ut de Schört! Ik will jüstement 'n Appel äten.“

Na, ik gew em je ein'n, wier'n rechten schönen, roden Kantappel, un hei bet je ok furts rin, dat man so knacken deh, un spuckt de Spusen linksch un rechts den Voss üm de Uhren.

„So gaud het mi lang kein Appel nich smeckt“, säd hei, „äwer up ein Bein kann blot de Adebor stahn! Giwst mi noch einen?“

Dat deh ik. Hei sprüng mit de Dinger üm, as wenn't Pelltüffel wiern. Wenn dit so bibliwt, dacht ik, ward mien Schört noch leddig.

„Noch ein'n, Fiek!“ röp hei dor ok all un lacht sik, „un du ok, allein äten smeckt gaud, to stried äten smeckt bäter!“

Ik lacht mi ok.

„Man tau, Döchting!“, röp hei wedder, „hol di ran, ik kam di süs vörbi!“

Na, ik nehm mi je ok einen un füng an to kaugen, wat künn mi nu noch veel passieren!

De oll Voss würd ümmer düller klaren.

„Wat het dat oll Diert?“, säd hei un tögelt em, „har nich as Pierd buren warden müsst, denn künn hei ok Appel mit Fiek Möllern vertehren!“

Wioldess, wier wol Meddagstied, käm oll Stattholler Peters mit de Hofgingerdierns von't Bind'n.

„Kieken's Peters!“, röp hei, „hier warden Appel utgäben, nu is Tied!“

Oll Peters grient sik, de Dierns kregen dat Hucheln.

„Mantau!“, röp hei, „langt man all eins rin! Fiek het düchtig inköfft.“

Je, wat sall ik seggen, int Handümdreihgen wier mien Schört leddig. Dor güngen's hen mit vulle Backen, dreiheten sik noch eins üm un högten sik.

„So“, säd hei un wischt sik de Snut, „’n annermal, mien Döchting, giwst du de Appel gliek bie Mamselln af, хүrst du, un vör ditmal willn wi all beid nix nahseggen, süs kriegen wi noch Schell tau!“

Gäw mi’n Schilling, un klip-klapp, weg wier hei.

Die alte Frau machte eine Pause. Wir schwiegen.

„So ist’ kamen“, schloß sie, „dat ik mit’n ganz ollen Herrn Appel äten hew hier up de Möhlenbäkbrüch vör uns Hus . . .“

. . . is nich dat einzig bläben, wat ik von em kregen hew, up’e Austköst het hei mit mi danzt . . .“, setzte sie nach einer Weile leise hinzu und ein mädchenhaftes Rot färbte ihre eingefallenen Wangen, indes sie die Augen wieder schloß. Und was noch blieb, sickerte wohl in sie zurück wie eine erschöpfte Quelle in den Urgrund der Erde.

Es war sehr still geworden in der Kammer. Selbst die Winterfliege an der sauber geweißten Wand rührte sich nicht.

Da lagen nun wieder die wächsernen Hände auf der blaukarierten Decke. Die alte Krögern hatte sich uns weit, weit entrückt. Wir konnten gehen und mochten versuchen, das Wunder ihres Wissensschatzes und die Lebhaftigkeit ihrer Aussage zu begreifen.

Doch plötzlich schlug die Greisin die Augen noch einmal auf, und kein Zweifel, diese vollkommen wachen Augen befahlen ihrer Tochter und mir, die Kammer zu verlassen. Ich sah, daß die alte Krögern meinen Vater am Rockärmel gefaßt hatte und festhielt. Da verließen Meriek und ich leise die Kammer.

Ich verabschiedete mich in der Küche von meiner alten Freundin, die sich einmal mit dem Schürzenzipfel über die Augen wischte, dann trat ich wieder in die Winternacht hinaus. Ich dachte jenes Sommerabends. Die Bank unter der alten Dorflinde war leer, mondversilberter Schnee lag auf ihr wie Greisenhaar. Ich legte meine Hand an die tiefgefurchte Rinde des Baumes. Schlug es darunter nicht wie ein lebendiges Herz, dessen Wurzeln aus den tiefsten Gründen der Heimat Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verbanden. Und wenn er jetzt auch frostig verharrte, so würde er übers Jahr doch wieder Blätter treiben und flüstern machen.

Es dauerte geraume Zeit, bis mein Vater kam, und selten habe ich ihn so bewegt gesehen wie in diesem Augenblick. Er schlug schweigend die Richtung nach dem Hof ein, und es dauerte wieder eine ganze Weile, bis er sagte: „Was meinst du wohl, was die alte Frau von mir gewollt hat?“

„Ich könnte mir denken, daß sie noch eine Bitte an dich gehabt hat.“

„Ja“, erwiderte er, „eine letzte Bitte! Aber welcher Art ihre letzte Bitte ist, das sollst du, weil du ein Erbe bist, hören und bewahren.“

Ich war gespannt. Wir gingen dem Licht meines Elternhauses entgegen. Auf der großen Diele war immer die Weihnachtsbescherung für die Dorfkinder und, mußte ich denken, einstmals auch Fiek Möller unter ihnen gewesen.

„Die alte Krögern“, sagte mein Vater in diesem Augenblick, „hat mich um nicht mehr und nicht weniger gebeten als um einen Sarg, einen Sarg allerdings aus Eichenholz, wie es nur hier in unserem heimatlichen Walde wächst. Es muß also eine besondere Eiche sein und sie muß erst geschlagen werden, ich weiß auch schon wo, am besten in der „Immenhürn“, da steht eine paßliche für die alte Krögern.“

„Was für eine sinnvolle letzte Bitte!“, sagte ich.

„Gewiß, mein Junge“, erwiderte mein Vater, „ich will die Gedanken, die du haben magst, der alten Krögern nicht absprechen, auch sie wird sich in einem Eichensarg aus Wobbekenhäger Holz wohler fühlen als in einem lackierten aus der Stadt, aber den Grund zu dieser letzten Bitte mußt du tiefer suchen!“

Ich wußte keinen, und mein Vater, der wohl auch keine Antwort erwartet hatte, fuhr fort: „Es ist ein sehr einfacher Grund, aber eben um seiner Einfachheit willen ein doppelt bewegender. Ja, ich möchte sagen, die häusliche Politik dieser Frau ist von

wirklich großartiger Konsequenz, sie hat wahrlich ihr Haus bestellt und kann ruhig gewogen werden.“

Es wäre mir, nichtsahnend, worauf dies hinauswollte, ungehörig erschienen, jetzt irgendeine belanglose Zwischenfrage zu stellen — nur um zu fragen. Mein Vater war stehen geblieben und hatte sich, wie das so seine Art und immer ein Zeichen besonderer Eindringlichkeit war, den Handstock durch die angewinkelten Ellenbogen geschoben. Dabei pflegte er den Blick von sich zu richten und einen Punkt in der Ferne festzuhalten.

„Sieh mal, ich habe mein Leben unter, und ich darf wohl sagen, mit diesen einfachen Menschen zugebracht, ich kenne sie nicht nur, ich liebe sie auch; sie sind das Salz unserer Erde, ich meine genau der Erde, aus der wir geboren sind, von der wir leben, und in die wir wieder eingehen. Das ist der Kreislauf, der uns allen angeboten wird, aber niemandem gemeinsamer als dem Landmann, gleich ob er Herr oder Tagelöhner ist. Nur daß wir sogenannten Gebildeten oft den Fehler machen, allzuviel unserer hochtrabenden und meist doch so fruchtlosen Ideen in ihn hineinzulegen, in die Spanne zwischen Geburt und Tod, in den Menschen, der sie auf bescheidene Weise ausfüllt. Die Sache ist viel einfacher. Glaube mir, das Einfache ist immer das schönste!“

Er nahm seinen Stock wieder zur Hand und stieß ihn bekräftigend auf den Boden, dann fuhr er im Gehen fort: „Du wirst nicht daran zweifeln, daß die alte Krögern zeit ihres Lebens eine arbeitsame Frau gewesen ist. Sie stammte aus einem Haushalt, der auf Sauberkeit und Sparsamkeit gerichtet war, und sie hat in eine ebenso geordnete Familie geheiratet. Lange unter meinem Vater dienend, wird ihr Strumpf in der Lade nicht leer sein. Und alle ihre Kinder sind, so erzogen, wohlsituierte Leute. Die Krögern waren immer mit die besten hier im Dorf, nicht zuletzt dank ihrer Frauen. Der Haushalt eines Tagelöhners fällt und steht mit der Frau. Daran also hat es nicht gefehlt. Aber für ihren Anhang zu sorgen, das ist so durch Jahrzehnte der Sinn dieses gesegneten Lebens gewesen. Und wenn die Alte sich nun für immer schlafen legt, dann müßten die Kinder einen Sarg anschaffen. Es würde ihnen bestimmt nicht wehe tun, sie könnten es gut und gerne, würden es selbstverständlich auch tun. Aber die Alte will es nicht. Es würde nach ihrer Ansicht eine überflüssige Ausgabe bedeuten und das noch dazu für sie, ihrer aller Mutter, die keinen anderen Gedanken hat, als ihren Kindern jede Ausgabe zu ersparen. Und es wäre auch nicht damit gedient, wenn sie vom eigenen Vermögen nähme, denn eben dieses, das erarbeitete und ersparte, will sie ja ungeschmälert den Ihren erhalten. Ja, das will sie, ganz besonders, wenn sie mit dem Tode abgeht.“

Glaube nicht, daß dies nur so ein Einfall von mir ist, nein, sie hat es mir direkt gesagt mit diesen Worten: „Se sallen dor kein Unkosten von hebben un kein' Afgang von ehr Arwdeil!“

Mein Vater hielt inne und ein kleines amüsiertes Lächeln erschien auf seinem Gesicht: „Ich muß zugeben, daß ich der Diplomatie der alten Krögern erlegen bin. Um den guten Absichten der Ihren zuvorzukommen, hat sie ein Komplott mit mir geschmiedet und mich nicht im Zweifel darüber gelassen, daß ich dabei die Hauptrolle zu spielen hätte:

„Nich woher, de Herr giwt Förster Weu Order un Ramaker Thiel ok?!“

Ja, gewiß, das würde ich tun, sie könne ruhig schlafen.

„Na, denn is je allens gaud.“

Das waren ihre letzten Worte. Ich bin mit Dank im Herzen von ihr gegangen, dafür, daß sie mit dem, was sie bedrückte, zu mir gekommen ist, den sie ebenso ihren Herrn nennt, wie sie es bei meinem Vater und Großvater getan hat. Es ist das, wer könnte es besser wissen als ich, ein gefährliches Wort, weil man es ebenso schlecht handhaben wie auslegen kann. Ich glaube, die Menschen, die das tun, sind einer des anderen wert, sie wissen nichts besseres. Lassen wir sie, nicht einmal die alte Krögern könnte sie belehren.

Uns beide aber — ich meine sie und mich — bindet die Arbeit und das Brot, das sie aus meiner Vater Hand genommen hat, mit guten Gedanken. Und diese Gedankenkette schließt sich jetzt für sie mit ihrer letztwilligen Feststellung, daß ich, dem Feld und Forst gehören, auch der erste dazu bin, ihr zu einem Sarg zu verhelfen, genauso oder vielleicht noch ein bis'chen schöner als sie ihn sich gedacht hat. Sie meint, daß es mir nichts ausmacht, obgleich eine Eiche ja viel wert ist, wobei sie wieder den eigenen häuslicheren Maßstab anlegt, ohne ermessen zu können, wie glücklich mich ihr Vertrauen macht.

Du aber, mein Junge, wirst verstehen, was uns die alte Krögern lehren will: Es bedeutet nur ein wenig Mühe, Vertrauen zu erwecken, aber seine Rückgabe mit Zinsen, wie sie kein Geld bringen kann, das ist der wahre Gewinn.“

Ja, das sah ich ein und begleitete meinen Vater, der nach seinem Grundsatz „Was du tun willst, das tue gleich!“ schon anderen Tags in seinen geliebten Wald ging und in der „Immenhörn“ bedächtig die Eiche auswählte, die der alten Krögern Holz zu ihrem Sarg geben sollte.

Doch die alte Frau wurde noch einmal gesund. Das Holz wurde gleichviel gesägt und geschichtet. Als es trocken war, bekam der Rademacher Order und baute es maßgerecht zusammen. Da stand nun ein Sarg und wartete.

Nicht lange dauerte es, dann schmolz der Schnee, die Ackererde kam zum Vorschein, Lerche und Star stellten sich wieder ein, die Saaten begannen zu grünen. Da legte sich die alte Krögern und ging heim. Sie tat es ohne Schmerzen und Aufhebens über Nacht. „Se leg noch so, as ik ehr abends taudeckt har“, sagte Meriek.

Ihrem Sarge folgten mit der ganzen Gemeinde auch meine Eltern und ich, denn sie war die älteste Frau des Landes: Friederike Kröger, geborene Möller anno 1816 zu Wobbekenhag und, ohne ihr Heimatdorf je verlassen zu haben, gestorben ebenda anno 1919, den 17. März, einhundertunddrei Jahre alt. Als sie geboren wurde, lebte Bonaparte noch und Johann Wolfgang von Goethe, und als sie starb, war der erste Weltkrieg gerade beendet.

Und von diesem Tage an bekam jeder im Dorf, gleich ob ein Kind, das der Herr in seiner Weisheit wieder zu sich gerufen, oder ein Alter, dessen Uhr abgelaufen, einen Eichensarg aus den Wäldern der Heimat.

Doch wie es heute gehandhabt wird, weiß ich nicht.

Die Erzählung in Heft 76/77 „Der Knabe Elk“ war gleichfalls von Dietrich Melms.

## Min Waldsee

Von Klaus Giese

Wur giff dat noch Seen,  
so deep un so kloar  
as up heimatlich Grund un God?  
Wur de ganze Häb'm  
mit Glanz un Gloor  
sik werrerfünn in de Floot.

Un de hogen Dannen,  
so düstergrön  
up de Sandöwers rund birüm,  
ik finn se nich werrer  
so düsterschön,  
so vull Gold in de Abendsünn.

In't hochwiede Blau,  
aewer Wald un See,  
glee so witt de Fischadler up,  
schöt dal ut de Höh,  
deelte glaskloaren See, –  
un schwüing sik nah'n Horstboom rup.

Wur klingt so dat Is  
nah Däuwinds Sang,  
wenn de Singschwan mit Glockenstimm röppt? –  
Min Hart hägt för ümmer  
den Wunnerweltsklang,  
wur ümmer man läwt un löppt.

Man god, datt de Seel  
keen Rum un keen Tied  
bedrängen, bebängen kann. –  
Ik heff di noch ümmer,  
so gistern as hüt,  
min See int wiedstille Dann. –

Langendörp/Elw  
St. Peters-Dagg (22. 2.) 1976

## Essay über Frank Wedekinds Bühnenstück

### Der Kammersänger

Der Mensch ist zum Sklaven geboren.  
(Wedekind)

Von Fritz Hagemann

Frühlings Erwachen ist die Gestalt der Gefühlsexpression: das Symbol im seelischen Raume. Erdgeist ist die Gestalt der Willensexpression: das Symbol im ungeistigen Raume. Die Büchse der Pandora ist erst neun Jahre später erschienen als der Erdgeist. Zwischen beiden liegen drei Werke großer Leistung: der Kammersänger, der Marquis von Keith, König Nikolo, das sogenannte Bekenntnisdrama. Zwei Urerlebnisse sind mit Abschluß des Erdgeistes gestaltet, besser ein Urerlebnis in verschiedenen Räumen. Wedekind hatte mit Erdgeist die Mitte seines Ich gewonnen und gestaltet. Ein neues Urerlebnis, der Übergang in einen neuen Gestalttraum, Erweiterung des kosmischen Ich an Umfang und Fülle konnte jetzt ein neues Werk bringen oder das Heranziehen neuer ungestalteter Weltmasse in das Ich der Erlebniszone. Und dies letztere war der Fall. Der Kammersänger und der Marquis von Keith bedeuten kein neues Urerlebnis, sondern einen neuen Weltstoff im alten gewölbten Raume. Beide Werke sind abgerundete Schöpfungen des Dichters, Taten echt Wedekindschen Geistes.

In Frühlings Erwachen steht Gefühl gegen Gefühl und verzehrt sich an den letzten sinnlosen Resten unwirklicher Zwischenwelt. Im Erdgeist kämpft triebhafter Wille mit Gegenwillen; der Dichter stellt unbeteiligt Tatsachen fest. In der Pandora brach bei herabfallender Kurve der inneren und äußeren Gestaltungslinien bisweilen erste Wertung durch, der Dichter nimmt Stellung zur Welt und beginnt zu werten, d. h. den Sinn zu suchen. Im Kammersänger steht Wertung gegen Wertung. Die innere Linie ist heller, kristallener, aber nicht weniger straff und hart als im Erdgeist. Intellekt, von Leidenschaft durchblutet, kämpft gegen blinde Leidenschaft. Die Gestalt hat nicht bloß ihre Mitte, sie glaubt sie auch zu kennen. Der verdampfende Atem der Erdgeistfiguren ist zur Reliefplastik geworden; die Profile der Gestalten stehen klarer im nüchternen Tageslicht. Wertung und Wille, Leidenschaft und Trieb kommen geschlossen aus einer Gestaltmitte, so daß Wort und Körper eine Einheit bilden. Die Gestalt des Kammersängers ist ein Symbol im ungeistigen Raume.

Gerardo k. k. Kammersänger hat Gastspiele gegeben und alles begeistert. Es regnet Buketts, Briefe und Aufmerksamkeiten aller Art in sein Hotelzimmer. In einer dreiviertel Stunde muß er mit dem Zug fort, um morgen abend in Brüssel den Tristan zu singen. Dazu will er üben. Er hat dem Diener strengstens geboten, jede Störung durch fremden Besuch fernzuhalten. Vergeblich. Hinter den Gardinen hat sich Miß Coeurne, eine sechzehnjährige junge Engländerin, versteckt. Sie ist in Gerardo verliebt, der ihre Annäherung freundlich aber bestimmt zurückweist: das Singen sei sein Beruf; daß man sich in ihn verliebe, Alltäglichkeit; er könne unmöglich die Briefe aller Frauen beantworten oder gar ihre Liebe erwidern. Miß Coeurne solle es mit dem Musikstudium versuchen, nicht mit den Männern. Seine Worte sind liebevoll, väterlich aber unwiderleglich gegenüber den weiblichen Träumen. Er kennt zur Genüge die romantischen Schwärmereien junger Mädchen für ihn, die hinter der bunten Theaterwelt nicht das Grau des Alltäglichen sehen, den Berufszwang und die Enge der Stunden. Er schenkt ihr sein Bild und entläßt sie nicht ohne väterliche Mahnungen, künftig mit solchen Besuchen vorsichtiger zu sein.

Eben tritt er ans Klavier, als Professor Dühning, ein greiser Komponist, eintritt, der seit fünfzig Jahren eine Bühne zur Aufführung seines Werkes sucht. Er fleht Ge-

rardo mit Aufbietung aller Kräfte an, den „Hermann“ seiner Oper zu singen. Dann sei das Werk aufgeführt. Er erzählt vom fruchtlosen fünfzigjährigen Ringen um die Bühne: die ganze Bitternis und Erfahrung eines Halbkünstlers spricht aus seinen Worten. Aber Gerardo lehnt jede Mithilfe aus Unvermögen ab. Dühring spielt ihm hilflos einige Takte vor und singt mit krächzender Stimme. Er verteidigt sein Werk und wettet auf die moderne Musik. Gerardo äußert, nichts tun zu können. Ob das Musik sei, fragt Dühring. Möglich, ist Gerardos nüchterne Antwort. Gerardo solle nur sagen, daß der den „Hermann“ singen wolle. Gerardo lehnt ab: er sei kein freier Mensch, sondern Sklave seiner Pflichten, seines Kontraktes; wenn er den nächsten Zug verpasse, sei er ruiniert. Er opfre Freiheit und manchen Genuß seinem Berufe. Er habe niemals Zeit gehabt, wie Dühring, auf der Straße zu stehen. Man müsse das tun, was man könne. Er sei früher Tapeziergehilfe gewesen. Es hänge nicht von uns ab, wozu wir in dieser Welt bestimmt seien. Künstler seien Luxusartikel der Bourgeoisie, gehörten dem Publikum und nicht sich selbst. Die künstlerischen Bedürfnisse des Volkes seien nicht der Gesang, sondern die Schaulust, und das ganze In-Bewegung-Setzen aller Ereignisse, die ein Theaterabend mit sich bringe, sei dem bürgerlichen Leben wichtiger als alle Kunst. Zudem: es gebe keine verkannten Genies, und der Mensch sei zum Sklaven geboren. Das Gespräch verebbt in voller Ablehnung Gerardos, und Prof. Dühring verläßt den Kammersänger unverrichteter Sache.

Frau Helene Marowa hat den Diener geohrfeigt und ist über Gerardos Schwelle gelangt. Seine Muße ist hin. Die Geliebte, die Laune und Schäferstündchen während seines Aufenthaltes in der Stadt gewesen ist, tritt mit blutendem Herzen vor ihn. Sie kann nicht mehr ohne ihn leben! Das heiße Ringen zwischen dieser liebenden Frau und der kalten Energie Gerardos wird Dialog. Er weiß allen ihren Vorschlägen, sie mitzunehmen, zu begegnen. Er sei kontraktlich gebunden und dürfe nicht in Damenbegleitung reisen. Er gehöre der Kunst. Von Gefühlen sei zwischen ihnen nicht die Rede. Er müsse in wenigen Minuten abfahren. Pflicht sei das Unabänderliche im Leben. Er habe sich ihr niemals angeboten. Er habe sich auch nicht zurückziehen können vor ihr, ohne in den Verruf eines Bärenhäuters zu kommen, oder sie angeblich nicht verstehen können, ohne ein Dummkopf genannt zu werden. Zwischen Verachtung und Respekt hätte die Wahl gelegen. Sie solle nicht vergessen, daß unser Leben Zufall sei. So hätten sie sich zufällig gefunden. Aber Liebe sei eine verdammt bürgerliche Tugend, recht geeignet für Ofenhocker und Feiglinge. In der „großen Welt“ habe jeder Mensch seinen anerkannten Wert, da brauche er keine Liebe.

Helene Marowa begreift nichts von dem und hört nur Worte. Am Ende wird sie ruhiger, als sie ihr vergebliches Bemühen einzusehen beginnt, und verspricht, zu ihrem Gatten zurückzugehen. Gerardo küßt sie und tröstet sie, daß er übers Jahr wieder in die Stadt komme. Helenes Seelenkraft ist gebrochen. Sie zieht einen Revolver und erschießt sich. Gerardo ruft nach einem Schutzmann. Er muß verhaftet werden: so gilt seine Verspätung als „Force majeure“ und der Kontraktbruch ist vermieden. Als kein Schutzmann zu finden ist, stürzt er hinaus mit den Worten: ich muß morgen abend in Brüssel den Tristan singen.

Diese brutale Intelligenz des Kammersängers, wie ihn Wedekind selbst in seinem Vorwort nennt, gehört zu dem Schlage der Dr. Schön, Casti-Piani und dem späteren Marquis von Keith. Ein ungebrochener Lebens- und Kraftwille setzt rücksichtslos über die Hürden des Lebens hinweg, unbehindert durch Gefühl und Moral, bedenkenlos mit den Dingen und Menschen schaltend und doch selbst im eigenen Wesen beengt, abhängig von äußeren Verhältnissen und besessen von einer heimlichen blinden Leidenschaft zur Kunst und großen Welt.

Eine automatenhafte Starre liegt über seinem Wesen: ein Komödienzug. Der Tod wird untragisch wie im Erdgeist. Tragik ist nur denkbar, wo ein Ethos im Menschen waltet oder überhaupt ethische Grundanschauung vorhanden ist: im geistigen oder seelischen Raume. Alle Wertung in diesem Stücke, Gerardos eigene Worte zu seinem Leben und Handeln sind im Grunde überflüssig; die prima causa ist dennoch blinde

Leidenschaft, Trieb unter allem Intellekt als Grundströmung, triebhafter Wille, im harten Lebenskampf einer materialistischen Epoche Oberhand zu behalten und womöglich als Sieger durchs Ziel zu gehen. Alle Aufgabe, jeder Beruf fordert Entsaugung; jede Leistung, ja, jedes Menschentum zwingt zur Einseitigkeit, gleichgültig, ob es vorwiegend triebhaft, seelisch oder ethisch wertend ist.

Wer ist wirklich frei? Dieses alte faustische Problem, das Problem der abendländischen Kultur von Anbeginn, taucht auch im Bereiche aller Wedekindschen Dramen als unwillkürliche Frage auf. Es ist tausendfältig beantwortet worden, bejaht oder gänzlich verneint je nach Epoche, Stand und Menschentum.

Die Gefahr aller menschlichen Betrachtung und Wertung liegt seit dem bürgerlichen Zeitalter in dem Überwiegen des Wach-Seins, das von der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit spricht als ewig feststehenden Normen. Der lebendige Strom des Da-Seins ist aber Wechsel, Änderung und bis in seine letzten Tiefen nicht erkennbar. Erst die naturalistische Zeit glaubt alles auf einen Nenner bringen zu können. Menschentum, Individuum, Charakter, der Seelenstrom einer Kultur, eines Volkes, eines Standes ist metaphysisch. Jede Zeit hat ihre eigene Seelenlage. Deshalb werden wir nie zu einer völlig objektiven Geschichtsdarstellung kommen. Letzte Selbstverleugnung ist unmöglich, völlige Aushöhlung des Individuums kann nichts mehr erforschen, rekonstruieren; ein Horizont, der begrenzt und erst Blickpunkt gibt, eine metaphysische Grundlage muß bleiben und bleibt immer. Es gibt keine voraussetzungslose Wissenschaft.

So bleibt das Problem der Willensfreiheit – allein nach dem Rationalismus endgültig entschieden für alle Zeiten – eine jeweilige Entscheidung verschiedenartiger Epochen und Seelenlagen.

Die Freiheit des dritten Standes wurde bei einer unmetaphysischen Grundlage ein Sowohl-Als-Auch, was heute im vierten Stande unter dem blassen, verblasenen Menschentum der Großstädte schon zu einem charakterlosen Quallentum geführt hat, das in seiner zivilisatorischen Bodenlosigkeit die Gefahr unserer Kultur und speziell unseres Deutschtums bedeutet. Die hohe Kultur, Shakespeare, noch Goethe kannte nur ein Entweder-Oder der Freiheit, d. h. den Charakter, das Nicht-Anders-Können um jeden Preis. Willensfreiheit, das abendländische Problem des Charakters, gehört selbst zum Bilde einer Kultur und eines Volkes insbesondere. Alle hohe Kultur aber kannte die Freiheit nicht anders denn als Ausstrahlung aus geistiger Mitte des totalen Menschen.

Alles können und können wollen bedeutet Verblasung und Verblassung einer späten Zivilisation ohne Geist und Seele, Leidenschaft und Ethos: allein der matte Intellekt erkennt alles, weiß alles und geht skeptisch den breiten Weg aller Möglichkeiten, statt aus gottgebundener Charaktermitte zu wirken. Solche letzte Freiheit ist Unfreiheit und Verlust jeglicher Naivität. Jedem wahren also kulturhaften Charakter ist ein Maß Freiheit durch den unüberschreitbaren Umfang und die Fülle oder Enge seines Individuums mitgegeben: nicht die Wirkung seiner Freiheit, das so oder so gerichtete Weltgefühl ist bedeutend für seinen Willen, allein die Möglichkeiten der kosmischen Eigenschaften überhaupt: die metaphysische Grundlage, die ihm Horizont, Basis und Stärke zum Leben gibt. (Handeln im Nur-Geistigen ist unmöglich; es ist allein die Utopie und letzte Sehnsucht blasser Zivilisationsmenschen, der Weg des matten Intellekts). Der ursprüngliche Mensch ist total: wo geistiger Wille, Blut und Seele eine Dreieinheit sind, ist er am ungebundensten, da hat er auch seine weiteste Ich-Auswirkung. Da liegt das Ethos. Ethos ist das metaphysische Band, das in den Tiefen aller hohen Kultur läuft und den Menschen zu der geheimnisvollen notwendigen Einheit zusammenschmiedet, die Schicksal ist und macht und leidet.

Wedekinds Welt-Bild ruht im ungeistigen Raume: das ist sein Urerlebnis, d. h. der allein erreichte Umfang seines Ich. In dieser Welt ist keine Freiheit, keine Totalität,



sondern Leidenschaft, Trieb, Instinkt, die in den Bahnen des Verstandes zum Ziele jagen.

Der Kammersänger Gerardo trägt manchen Wedekindschen Zug. Das Leben als Zufall, wie es das Welt-Bild des Erdgeist gegeben hat, wird direkt ausgesprochen. Die Unfreiheit der Kreatur wird unbedingt geglaubt und erlebt. Das alte Mißtrauen gegenüber jeglichen Gefühlen wird unverhohlen gebeichtet. Ja, die Klage über Entsaugung und Verzicht, die alles Künstlertum fordert, ist bei groteskem Ernst, der Gerardo trotz seiner eigenen Meinung zum blinden Phantomanbeter der Kunst macht, ein Stück eigener Beichte. Dieser Dichter, der irgendwo nach dem ursprünglichen Leben suchte, und in seiner besten Zeit dem blassen Denken fernstand, mochte bisweilen den eigenen Abstand seiner Wachseinsarbeit von der Farbigkeit des lebendigen Daseins empfinden. Sehnsuchtsschreie aus einem märtyrerhaften Künstlertum und Dasein nach Freiheit und Befreiung zum eigentlichen Leben klingen aus aller Groteske und Verzerrung des Kammersängers heraus. Das Stück ist bei straffer Führung und Steigerung der Szenen ein abgerundetes Werk des Dichters.

Grossherzogliches Gymnasium Carolinum

zu



NEUSTRELITZ.



Bericht  
über das Schuljahr 1911/1912

von dem Direktor  
Schulrat Dr. Becker



Neustrelitz  
Hofbuchdruckerei von H. Bohl.  
1912

## I. Chronik der Anstalt von Ostern 1911 bis 1912

Der Unterricht hatte in diesem Schuljahr unter vielen Störungen zu leiden. Der schon seit dem August 1910 wegen Krankheit beurlaubte Oberlehrer Kootz konnte auch zu Ostern 1911 sein Amt nicht wieder übernehmen. Er machte dann, da die Krankheit scheinbar behoben war, nach den Herbstferien einen Versuch einzutreten. Aber schon nach vier Tagen brach er zusammen und sah sich nun genötigt, weil für längere Zeit auf seine Dienstfähigkeit nicht zu rechnen war, seine Entlassung aus dem Schuldienst zu beantragen. Sie wurde ihm mit Allerhöchster Ermächtigung Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs wegen Krankheit und zur Wiederherstellung seiner Gesundheit durch Verfügung des Großherzoglichen Ministeriums vom 1. Dezember 1911 zum 1. Januar 1912 gewährt. Wir verlieren in ihm einen allgemein beliebten, treuen und für sein Amt hervorragend begabten Mitarbeiter, dem wir stets ein dankbares Gedenken bewahren werden. Zu seiner Vertretung wurde für den Sommer 1911 der Kandidat des höheren Schulamtes Sorgenfrey <sup>1)</sup> berufen, der dann im Herbst an das Gymnasium zu Güstrow ging. Wir danken ihm für seine gewissenhafte Hülfe in der Zeit der Not. – Die Überfüllung einiger Klassen war so groß, daß wir zwei Klassen, Untertertia und Obertertia, in Parallelklassen teilen mußten. Diese immer neue, wechselnde Klassenteilung ist für die ruhige Stetigkeit des Unterrichts sehr störend. Ein großer Teil der Unterrichtsfächer mußte wieder ganz neu verteilt werden, und manche waren kaum unterzubringen. Um die Teilung zu ermöglichen, wurden zwei Hilfslehrer berufen, Hordorff <sup>2)</sup> und Barnewitz <sup>3)</sup>. Wegen dieser lästigen Überfüllung der Klassen und der zur Zeit beschränkten Raumverhältnisse verfügte das Großherzogliche Ministerium am 23. Juni 1911, daß bei der Aufnahme auswärtiger Schüler (Nicht-Mecklenburg-Strelitzer) möglichste Beschränkung einzuhalten ist. Demnach können Nicht-Mecklenburg-Strelitzer nur in Ausnahmefällen aufgenommen werden. Durch weitere Verfügung vom 9. Februar 1912 wurde dann der Direktor ermächtigt, im Notfalle auch Mecklenburg-Strelitzer, und zwar besonders solche, die durch die Lage ihres Heimatsortes mehr nach Neubrandenburg und Friedland zuständig erscheinen, von der Aufnahme in das hiesige Gymnasium zurückzuweisen. Natürlich können diese Verfügungen ihre ganze Wirkung erst allmählich im Laufe der Jahre ausüben. – Auch sonst traten Störungen des Unterrichts ein. Der Oberlehrer Tiedt wurde zu einer achtwöchigen militärischen Übung vom 20. Juni an einberufen, und eine ganze Anzahl von Lehrern mußte wegen Krankheit kürzere oder längere Zeit den Unterricht aussetzen. Besonders im Winter fehlten nicht wenige Schüler, weil sie selbst oder Angehörige an Scharlach und später auch an Diphtherie erkrankt waren; das Klassenzimmer der Nona mußte deshalb desinfiziert werden. Dagegen hat uns die übermäßige Hitze des Sommers wenig geschadet; sie fiel fast ganz in die Ferien, und nur einmal, am 28. August, mußte der Hitze wegen der Unterricht um 12 Uhr ausgesetzt werden.

Durch die Gnade Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs wurden Ostern 1911 der bisherige Hilfslehrer Klempien, nachdem er seine beiden Vorbereitungsjahre an unserer Anstalt vollendet hatte, und ebenso Ostern 1912 Dr. Hordorff zu Oberlehrern ernannt und dem Kantor Busch zum 1. Januar 1912 der Titel eines Musikdirektors verliehen. Kurz vor Ostern 1911 überwies uns Se. Kgl. Hoheit zwei Exemplare des Buches „Deutschland als Weltmacht“ zur Verteilung als Prämien an gute Schüler. Das Lehrer-

<sup>1)</sup> Friedrich Sorgenfrey wurde geboren am 3. September 1884 zu Klinken bei Crivitz in Mecklenburg-Schwerin. Er besuchte das Gymnasium in Parchim und studierte Geschichte und alte Sprachen in München, Berlin und Rostock. Seine Lehramtsprüfung bestand er am 17. Mai 1910.

<sup>2)</sup> Dr. phil. Artur Hordorff wurde geboren am 27. Dezember 1884 in Leipzig. Er besuchte dort das Thomas-Gymnasium und studierte Deutsch und alte Sprachen in Leipzig und Berlin. Seine Lehramtsprüfung bestand er am 18. Februar 1910.

<sup>3)</sup> Hans Barnewitz wurde geboren am 5. Oktober 1885 in Woserin bei Borkow in Mecklenburg-Schwerin. Er besuchte das Gymnasium zu Wolfenbüttel und studierte Geschichte und alte Sprachen in München und Rostock. Seine Lehramtsprüfung bestand er am 16. Dezember 1910.

Besuch der Anstalt im Schuljahr 1911/12.

1911/12	I A	I B	II A	II B	III A <sup>1</sup>	III A <sup>2</sup>	III B <sup>1</sup>	III B <sup>2</sup>	IV	V	VI	VII	VIII	IX	Summe
Am 1. Februar 1911	16	18	21	31	31		27	28	43	40	40	26	16	20	357
Darunter Nicht-Neustrelitzer (Nicht-Mecklenburger)	9 (1)	8 (1)	12 (4)	18 (5)	14 (3)		15 (2)	14 (6)	25 (4)	19 (2)	18 (3)	5 (1)	5 (0)	3 (0)	165 (32)
Abgang durch Versetzung Ostern 1911	0	15	14	17	20		20	22	34	31*	30	26	16	19	264
Zugang durch Versetzung Ostern 1911	15	14	17	20	42		34		29	30	26	16	19	0	262
Abgang bis zum Beginn des neuen Schuljahres	13	0	6	1	2		2	2	3	0	1	0	0	1	29
Zugang durch Aufnahme Ostern 1911	0	0	2	1	0		8		5	3	9	4	3	15	50
Zahl der Schüler zu Anfang des Schuljahres 1911/12	18	17	20	34	26	25	28	25	39	42	44	20	22	15	375
Darunter Nicht-Neustrelitzer (Nicht-Mecklenburger)	8 (2)	9 (1)	11 (6)	20 (4)	13 (6)	12 (2)	(15) 5	19 (0)	18 (4)	23 (3)	16 (2)	9 (1)	5 (0)	2 (0)	180 (36)
Zugang im Sommer 1911	1	0	0	0	0		0	0	0	0	0	0	0	0	1
Abgang im Sommer 1911	4	0	0	2	0	1	3	0	3	2	0	1	1	2	19
Zugang durch Aufnahme Michaelis 1911	0	0	0	0	0		0	1	1	1	0	2	2	0	7
Zahl der Schüler zu Anfang des Winters 1911/12	15	17	20	32	26	24	25	26	37	41	44	21	23	13	364
Darunter Nicht-Neustrelitzer (Nicht-Mecklenburger)	8 (2)	9 (1)	11 (6)	20 (5)	13 (6)	11 (1)	14 (4)	19 (0)	16 (4)	21 (3)	16 (2)	9 (1)	6 (1)	2 (0)	175 (36)
Zugang im Winter 1911/12	0	0	0	0	0		0	0	0	2	0	0	1	0	3
Abgang im Winter 1911/12	0	0	1	1	0	1	0	0	0	1	1	0	0	0	5
Bestand am 1. Februar 1912	15	17	19	31	26	23	25	26	37	42	43	21	24	13	362
Darunter Nicht-Neustrelitzer (Nicht-Mecklenburger)	8 (2)	9 (1)	11 (6)	20 (5)	13 (6)	11 (1)	14 (4)	19 (0)	16 (4)	21 (3)	16 (2)	9 (1)	6 (1)	2 (0)	175 (36)
Durchschnittsalt. am 1. Fbr. 1912	19,01	18,24	17,47	16,76	15,25	15,03	13,90	14,16	12,89	12,23	10,81	9,54	8,59	7,24	
Durchschnittsalter am 1. Februar in den letzten 5 Jahren	19,12	18,05	17,12	16,45	15,27		14,14		12,94	11,96	10,84	9,46	8,43	7,33	

\*) Davon 2 zum Realprogymnasium. Unter diesen Schülern befanden sich anfangs 10, zuletzt 9 Katholiken und 4 Israeliten.

kollegium beschloß, sie an Ulrich Haller und Rudolf Bahlcke zu verleihen, von denen jener als erster nach Oberprima, dieser als erster nach Unterprima versetzt war; ich hatte die Freude, das bei der öffentlichen Prüfung bekannt zu machen. Zu gleichem Zwecke hatte uns die altberühmte Verlagsanstalt von B. G. Teubner in Leipzig aus Anlaß des Jubiläums ihres Geschäfts das dort erschienene Werk „Schaffen und Schauen“ übersandt: es wurde dem als erster nach Obersekunda versetzten Hans Jürgen Krüger übergeben. – Unter den Schülern der Anstalt besteht seit einigen Jahren eine Vereinigung, die Wassersport treibt. Sie besaß bisher zwei Segelboote und plante, jetzt ein richtiges Ruderboot anzuschaffen. Dies ist nicht nur selbst sehr teuer, es bedarf auch eines Schuppens, um das Boot gegen die Einflüsse der Witterung gesichert unterzubringen. Sie wandte sich deshalb an Freunde und Gönner und erhielt von diesen in dankenswerter Freundlichkeit eine ansehnliche Summe, und auch durch die Huld Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs wurde ihr aus der Privatschatulle des hohen Herrn ein wesentlicher Beitrag gespendet. Dadurch ist die Unternehmung gesichert, und ich hoffe, daß sich nun ein frischer, fröhlicher Betrieb des so gesunden und heute auch weit verbreiteten Wassersports entwickelt, der dann auch zur Freude an der Natur und zu liebevoller Vertrautheit mit der Heimat führen möge.

Am 7. Juni trafen Se. Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin zum Besuch bei den Allerhöchsten Herrschaften ein. Obgleich der Tag in die Ferien fiel, fanden sich doch mit ganz geringer Ausnahme alle Schüler ein, um an der Einzugstraße Spalier zu bilden und die Majestäten zu begrüßen; und zwar beteiligten sich an der Aufstellung auch die allerkleinsten Schüler. – Am 14. Juli, dem Tage des Schlußes vor den Sommerferien, wurde in festlicher Versammlung der Schule durch den Oberlehrer Grüder mit Dank und Fürbitte der in die Ferien fallenden Geburtstage Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs und Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin-Witwe gedacht. Der Schülerchor sang „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“, und nach einem auf die beiden Fürstlichkeiten ausgebrachten begeisterten Hoch folgte der gemeinsame Gesang der Vandalia. – Am 7. September bei der Feier des Geburtstages Ihrer Königlichen Hoheit der Großherzogin ging der Oberlehrer Klempien in seiner Ansprache aus von Worten Sr. Majestät des Kaisers in Hamburg über die Trefflichkeit seiner hohen Gemahlin. Der Schulchor sang das Tedeum von Jackson. – Der Tag von Sedan wurde in herkömmlicher Weise mit Deklamation, Chorliedern und gemeinschaftlichem Gesange begangen. Der Oberlehrer Köhler schilderte die Bedeutung und Größe der Schlacht und begleitete diese Darstellung mit Ausblicken in die Vergangenheit und in die Zukunft. – Am 27. Januar, dem Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers beleuchtete der Oberlehrer Nahmmacher, zum Teil in Anknüpfung an Friedrich den Großen, seit dessen Geburtstag am 24. Januar 200 Jahre verflossen waren, den Segen der monarchischen Regierungsform für Deutschland und die großen Leistungen des Kaisers für unser Vaterland. Dazu wurde von dem Männerchor in Begleitung von Orgel und Violine das „Gebet für den Kaiser“ von Gustav Merk vortragen.

Am 13. November feierte die Anstalt ihr Schulfest durch musikalische Vorträge unter der Leitung des Musikdirektors Busch. Sowohl der gemischte Chor des Gymnasiums als auch der Männerchor sangen eine Anzahl von Liedern. Dazu kam Instrumentalmusik, teils Orchestervorträge des Musikzirkels der Schüler, teils Solovorträge für eine Violine, für eine Flöte und für zwei Violinen.

Der gewohnte Frühlingsmarsch der Schule wurde am 9. Mai nach der Kalkhorst unternommen. In den Pfingstferien, vom 8. Juni an, folgte eine sechstägige Schülerreise ins Riesengebirge unter Leitung des Oberlehrers Gerlach. Daran nahmen 5 Lehrer und 32 Schüler teil. Einzuzahlen waren 30 M, wir konnten aber aus der Jubiläumsspende eine Anzahl Reisetstipendien geben, teils von 30 M, teils von 15 M, zusammen 165 M. Auf der Rückreise wurde noch Zeit gewonnen für einen Abstecher in die eigentümliche Landschaft des Spreewaldes. Obgleich im Riesengebirge selbst das Wetter zum Teil ungünstig und kalt war, auch Schnee und Hagel fiel, bleibt es doch für alle Teilnehmer eine schöne Erinnerung. – Die Turnfahrt fiel auf den 24. Juni.

Sie begann mit einer Bahnfahrt nach Carpin, von wo aus dann die Schar, 11 Lehrer und 250 Schüler, über die Steinmühle und Koldenhof nach Feldberg marschierte und unterwegs das an der großen Endmoräne in der Nähe der Rosenberge errichtete großartige Schotterwerk besichtigte. – Sonntag, den 20. August, führten wir die Schüler hinaus auf den Exerzierplatz der hiesigen Garnison, um die Ankunft des Luftschiffes Parseval zu sehen. – Im September war in der Gegend zwischen Woldegk und Neu-Brandenburg Kaisermanöver; wir verschafften den Schülern Gelegenheit etwas davon zu sehen, indem am 12. September 11 Lehrer und über 220 Schüler mit der Bahn in das Gelände hinausfuhren. Auch den unteren Klassen wurde an dem Tage Schulfreiheit gegeben, damit die Schüler die Möglichkeit hätten, in Begleitung ihrer Eltern sich hinauszugeben.

Die Stipendien wurden an folgende Schüler verteilt:

- 1) Das Dencksche Stipendium im Betrage von je 35,50 M erhielten im ersten und zweiten Termin die Oberprimaner Ulrich Haller aus Genzkow bei Friedland und Hans Hirschert aus Mirow und der Unterprimaner Wolfgang Fölsch aus Friedland;
- 2) das Konsistorialrat Wernersche Stipendium im Betrage von 30 M der Obersekundaner Hans Jürgen Krüger aus Stargard;
- 3) das Rentier Wernersche Stipendium im Betrage von 27,45 M der Obersekundaner Viktor Prütz aus Neustrelitz;
- 4) das Eggertsche Stipendium im Betrage von je 30 M der Obersekundaner Karl Kletschke aus Neustrelitz, der Obertertianer Fritz Hennings aus Wesenberg und der Untertertianer Martin Ewald aus Mirow;
- 5) das Twachtmannsche Legat im Betrage von je 48 M der Oberprimaner Richard Matheus aus Neustrelitz, der Unterprimaner August Grobbecke aus Neustrelitz, der Obersekundaner Rudolf Mohnke aus Fürstensee, der Untersekundaner Wilhelm Hesse aus Neustrelitz, die Obertertianer Helmut Biermann aus Strelitz und Hans Warncke aus Triepkendorf.

Als Geschenke sind zu verzeichnen:

- 1) für die Turnkasse:
 

von dem Abiturienten Otto Krüger .....	3 M
von dem Abiturienten Friedrich Wesemann .....	3 M
von dem Abiturienten Richard Schultze .....	5 M
- 2) für die Oberschulrat Schmidt-Stiftung:
 

von dem Untersekundaner Gert Wollheim .....	10 M
---	------
- 3) für die Jubiläumsstiftung:
 

von dem Obersekundaner Kurt Lazarus .....	5 M
von dem Untersekundaner Gert Wollheim .....	6 M
- 4) für die Schülerbibliothek:
 

von Fräulein Martha Genzmer .....	5 M
von dem Abiturienten Wilhelm Hardow .....	5 M
von dem Abiturienten Otto Krüger .....	3 M
von dem Abiturienten Otto Kelling .....	5 M
von dem Abiturienten Friedrich Wesemann .....	3 M
von dem Abiturienten Richard Schultze .....	5 M
von dem Abiturienten Obersekundaner Peter Range .....	3 M

Außerdem wurde der Schülerbibliothek geschenkt vom Oberlehrer Jahn: Adolf Damaschke, Bodenreform; von dem Ministerialassessor Dr. Piper: Wiese, das Meer, und Kearton, Tierleben in freier Natur; von dem Abiturienten Karl Heinrich von Arnswaldt: Lübcke-Semrau, Kunstgeschichte, Band I–III; von dem Abiturienten Karl Friedrich Hoffmann: Gerhart Hauptmann, Emanuel Quint.

Für die naturwissenschaftlichen Sammlungen wurden geschenkt von Herrn Dr. Förster (Afrika): eine Mantis (Gottesanbeterin); von Herrn Hofkellermeister Bormann: ein Iltisschädel und ein Maulwurfsschädel; von dem Unterprimaner Wolfgang Fölsch: eine Seekugel aus dem Galenbecker See bei Friedland; von dem Untertertiärer Walter Fraatz: eine *Hirudo officinalis* (ungarischer Blutegel); von dem Untertertiärer Walter Schulz (Dabelow): eine *Nucifraga caryocatactes* (Tannenheher).

Für alle diese freundlichen Gaben, sowie für die unten verzeichneten Geschenke an die Bibliothek spreche ich meinen wärmsten Dank aus.

## II.

Der Lehrplan des Gymnasiums ist besonders bedruckt und den Schülern eingehändigt. Der Abdruck der Lehraufgaben für die einzelnen Klassen unterbleibt daher hier. Gelesen ist

- a) im Lateinischen:
- I A: Cicero, pro Sestio. Cicero, philosophische Schriften in Auswahl (Weißenfels). Tacitus, Annal. I–32. Horaz, Epist. I, 15 ff. Sat. I und II mit Auswahl.
  - I B: Cicero, Laelius de amicitia. Tacitus, besonders Historiae (Aufstand des Civilis). Horaz, Od. II. III.
  - II A: Sallust, jugurthinischer Krieg, 1–42. Cicero, gegen Verres IV. Vergil, Aeneis VI. Ovid, Tristien. Tibull.
  - II B: Livius XXI. Cicero, pro Roscio. Vergil, Aeneis I.
  - III A<sup>1</sup>: Caesar, bell. gall IV, 1–19. VI. 9–29. I, 30 fg.; bell. civ. I, 34 fg.; Ovid, Metamorphosen.
  - III A<sup>2</sup>: Caesar, bell. gall. aus IV, VI und VII. Ovid, Metamorphosen und Fasten.
  - III B: Caesar, bell. gall. I und IV in Auswahl.
- b) im Griechischen:
- I A: Thukydides III. Plato, Apologie. Euripidis, Alkestis, die 2. Hälfte. Sophokles, Oedipus Tyr., die 1. Hälfte. Homer, Ilias XXII. XXIII. XXIV.
  - I B: Isokrates, Panegyricus. Thukydides, aus VI und VII. Homer, Ilias VII–XII.
  - II A: Lysias, gegen Eratosthenes. Herodot, aus I. VI. VII. Homer, Odyssee XIX–XXIII.
  - II B: Xenophon, Anabasis aus IV und V. Arrian, Anabasis II in Auswahl. Homer, Odyssee II und III.
  - III A: Xenophon, Anabasis I in Auswahl.
- c) im Französischen:
- I A: Tableau de l'histoire de la littérature française, composé d'après les meilleurs auteurs français par M. Fuchs. (Velhagen und Klasing).
  - I B: Im Sommer: Fêtes de famille et fêtes publiques en France par Émile Gaspard. Im Winter: Le bourgeois gentilhomme par Molière. (Velhagen und Klasing).
  - II A: Choix de nouvelles modernes. (Velhagen und Klasing).
- d) im Englischen: 1. Abteilg.: David Copperfield's school-days by Charles Dickens. (Leipzig, Renger.)

Die Themata der deutschen Aufsätze waren:

a) in I A: 1) Vorteile und Nachteile der Großstadt. 2) Wie urteilt unsere Zeit über Nathans Denkungsart? 3) a. Daß nur Menschen wir sind, der Gedanke beuge das Haupt dir; doch daß Menschen wir sind, richte dich freudig empor. b. Bericht über ein gern gelesenes Buch. (Klassenaufsatz). 4) Lessings Emilia Galotti und Schil-

lers Kabale und Liebe. 5) Was spricht für, was gegen das allgemeine, gleiche Stimmrecht? 6) Priamus und Achill im 24. Buche der Ilias. (Klassenaufsatz). 7) Frei gewählte Aufgaben. 8) Prüfungsaufsatz.

Gelesen wurden Lessings Nathan und Emilia Galotti; Hebbel, Agnes Bernauer; Kleist, die Hermannsschlacht.

b) in IB: 1) Wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt immer ein Knecht. 2) Charakteristik des Königs im Don Carlos. 3) Die Grundzüge der stoischen Lebensweisheit verglichen mit der christlichen. (Klassenaufsatz). 4) a. Weshalb brauchen wir Kolonien? b. Meine Reisebeobachtungen. 5) Naturgewalten und Geisterwesen in Goethes Balladen. 6) Die Menschen fürchtet nur, wer sie nicht kennt, und wer sie meidet, wird sie bald verkennen. Goethe, Tasso. (Klassenaufsatz). 7) Womit beweisen wir wahre Vaterlandsliebe? 8) Woran scheitert Coriolan? (Klassenaufsatz).

Gelesen: Schiller, Don Carlos; Goethe, Tasso; Shakespeare, Coriolan. Vorträge nach freier Wahl besonders über Dichter des 19. Jahrhunderts.

c) in II A: 1) In wie fern war Rom schon durch seine geographische Lage zur Weltherrschaft besonders geeignet? 2) Herren und Knechte in Götz von Berlichingen. 3) Adalberts Schuld und Sühne in Uhlands Ernst von Schwaben. (Klassenaufsatz). 4) Ansprache Gustav Adolfs an sein Heer vor der Schlacht bei Breitenfeld. 5) Die Verbannung der Jungfrau von Orleans. (Klassenaufsatz). 6) Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder: Kraft, Erfahrung, Mitgefühl. 7) Die Idee des Geibelschen Gedichts Tod des Tiberius. 8) Wodurch sucht Leicester die Königin Elisabeth zu bewegen, den Vollzug des Todesurteils zu verschieben? Maria Stuart II, 3. (Klassenaufsatz).

Gelesen: Mittelhochdeutsche Texte, besonders das Nibelungenlied und Minnesänger. Einzelne Prosaaufsätze. Klassenvorträge der Schüler über Götz von Berlichingen, Jungfrau von Orleans und Maria Stuart.

d) in II B: 1) Die Bedeutung des Meeres im Leben der Völker. 2) Tells Charakter und Tells Schuß. 3) Reisen einst und jetzt. (Klassenaufsatz). 4) Der Krieg ist schrecklich, wie des Himmels Plagen, doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie. Schiller, Wallenstein. 5) Der Wirt in Lessings Minna von Barnhelm und in Goethes Hermann und Dorothea. 6) Das Städtchen in Goethes Hermann und Dorothea und seine Bewohner. (Klassenaufsatz). 7) Die Bedeutung Riccauts für Lessings Minna von Barnhelm. 8) Goethe in Hermann und Dorothea und Schiller in der Glocke über die französische Revolution. (Klassenaufsatz).

Gelesen: Schiller, Wilhelm Tell; die Glocke. Lessing, Minna von Barnhelm. Dichtungen der Befreiungskriege. Prosastücke aus dem Lesebuch. Privatim: Hermann und Dorothea.

Am englischen Unterricht nahmen teil in der 1. Abteilung 7 Schüler, in der 2. Abteilung 16 Schüler, in der 3. Abteilung 17 Schüler.

Von den 274 Schülern der Klassen I–V turnten 193, d. h. 70,4 %, es waren dispensiert 81, d. h. 29,6 %. Darunter befanden sich 68, d. h. 24,8 %, die nicht teilnahmen, weil sie auswärts wohnten, und 13, d. h. 4,8 %, die wegen Krankheit befreit waren.

Die Zahl der Fahrtenschwimmer betrug 107, d. h. 39,1 %.

Das Preisturnen der 1. und 2. Turnklasse fand am 15. bis 26. September statt. Turnpreise wurden folgenden Schülern zuerkannt:

- |                           |  |
|---------------------------|--|
| 1. Wolfgang Fölsch (I B). | 5. Hans Warnke (III A <sup>2</sup> ).      |
| 2. Max Reichelt (II A).   | 6. Karl Hahn (III A <sup>2</sup> ).        |
| 3. Kurt Geissler (II A).  | 7. Friedrich Fölsch (III B <sup>1</sup> ). |
| 4. Artur Schulze (II B).  | 8. Karl Lenz (IV).                         |



### III. Statistische Nachrichten. Verzeichnis der Abiturienten.

Namen	Be- kennt- nis	Geburts- ort	Stand u. Wohnort des Vaters	Tag der Geburt	Schulzeit (Jahre)		Berufs- fach
					überh.	in I	
Zu Michaelis 1911.							
1. Bernhard Zanzig	luth.	Bergedorf	Postsekretär in Neustrel.	1890 20/10	14 1/2	3 1/2	Medizin
2. Hans Busch	luth.	Neustrelitz	Lehrer und Kantor in Neustrelitz	1891 12/9	13 1/2	2 1/2	Medizin
3. Wilhelm Cordua	luth.	Gross-Lichterfelde	† Kaufmann in Gross-Lichterfelde	1892 4/2	13 1/2	2 1/2	Militär
4. Richard Schultze	evang.	Magdeburg	Brauereidirektor in Niederschöneweide	1891 17/4	3 1/2	2 1/2	Jura
Zu Ostern 1912.							
5. Ulrich Haller	luth.	Benzin bei Jarmen	Administrator in Genzkow bei Friedland	1894 11/3	8 1/4	2	
6. Hans Hirschert	luth.	Mirow	Seminarlehrer in Mirow	1891 27/1	7	2	
7. Hans Burghard	luth.	Neustrelitz	Kaufmann in Neustrelitz	1892 25/10	13	2	
8. Kurt Müller	luth.	Stargard	Amtsmaurermeister in Stargard	1892 17/2	10	3	
9. Franz Seiler	luth.	Fürstenberg	Kaufmann in Fürstenbg.	1893 30/4	6 1/2	2	
10. Walter Neckel	luth.	Friedland	Früher Gymnasiallehrer in Friedland	1893 24/5	8 3/4	2	
11. Hans Recke	luth.	Berlin	† Oberbetriebsinspektor in Berlin	1892 10/10	14	2	
12. Richard Mattheus	luth.	Neustrelitz	Sattlermstr. in Neustrel.	1894 29/1	11	2	
13. Helmut Hahn	luth.	Neustrelitz	Bäckerstr. in Neustrel.	1892 28/12	11	2	
14. Günther v. Drabich-Waechter	evang.	Potsdam	Oberst in Frankfurt a.M.	1892 18/7	7 1/4	2	
15. Otto Ernst v. Nostitz	evang.	Karlsruhe	Oberstleutnant in Berlin	1894 23/3	3 1/2	2	

Schultze besuchte vorher das Friedrichs-Werdersche Gymnasium in Berlin, von Drabich das Kaiserin Augusta-Gymnasium in Charlottenburg und von Nostitz das Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf.

Von der mündlichen Prüfung befreit wurden Ulrich Haller, Hans Hirschert, Hans Burghard und bis auf das Lateinische auch Walter Neckel. Die mündlichen Prüfungen wurden im Herbst am 16. September, zu Ostern am 4. März vorgenommen. Beide Male hatte der Oberkonsistorialrat Praefcke als Grossherzoglicher Kommissar den Vorsitz.

Die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten waren:

a) im Deutschen:

- 1) zu Michaelis 1911: Welche Bedeutung hat für die Menschheit die Erfindung des lenkbaren Luftschiffes, an sich und im Vergleich mit anderen Erfindungen?
- 2) zu Ostern 1912: Welche Gedanken und Gefühle müssen sich in Agnes Bernauer bei ihrer Verhaftung regen? Hebbel, Agnes Bernauer IV, 12.

b) im Lateinischen:

- 1) zu Michaelis 1911: Horaz, Satiren I 1, 61–104.
- 2) zu Ostern 1912: Cicero, Tuscul. I, § 97–99.

c) im Griechischen:

- 1) zu Michaelis 1911: Thukydides II, 71–72, 1.
- 2) zu Ostern 1912: Homer, Ilias XXII, 248–282.

d) in der Mathematik:

- 1) zu Michaelis 1911:
- 1) Ein Dreieck zu konstruieren aus  $u, v, w$ .
  - 2) Ein Viereck zu berechnen aus  $a = 36 \text{ cm}, b = 45 \text{ cm}, c = 51 \text{ cm}, e = 64 \text{ cm}, \gamma = 107^\circ 48' 12''$ .
  - 3) Von einer Kugel ein Segment abzuschneiden, welches ebenso groß ist, wie der auf dem Schnittkreise stehende gerade Zylinder, welcher aus der Kugel ausgeschnitten werden kann.
  - 4) Eine Jahresrente von 5000 M, welche noch 20 Jahre läuft, in eine andere umzurechnen, welche 30 Jahre lang fällig ist;  $p = 4 \%$ .

- 2) zu Ostern 1912:
- 1) Wie lauten die Gleichungen der von dem Punkte  $P(2; 12)$  an die Parabel  $y^2 = 54x$  gezogenen Tangenten, und unter welchen Winkeln schneiden sich die Tangenten?
  - 2) Ein Dreieck zu berechnen aus:  $u = 78 \text{ cm}, c = 65 \text{ cm}, a = 68^\circ 16' 34''$ .
  - 3) In einem geraden Kegel, dessen Höhe sich zum Grundkreisdurchmesser wie  $4 : 3$  verhält, steht ein Zylinder, dessen Oberfläche gleich dem Grundkreis des Kegels ist; wie weit ist, durch den Kegelradius ausgedrückt, die Deckfläche des Zylinders von der Spitze des Kegels entfernt? – Beispiel:  $r = 30 \text{ cm}$ .
  - 4) Jemand erhielt bei seiner Geburt 5000 M zum Geschenk, die zu  $4 \%$  auf Zinseszins gelegt wurden. Nach 19 Jahren wurden 5 Jahre hintereinander am Anfange eines jeden Jahres 1200 M zu Studienzwecken entnommen. Wie viel blieb am Ende des fünften Jahres übrig?

Außer den Abiturienten verließen im abgelaufenen Schuljahr folgende Schüler die Anstalt:

		1) zu Ostern 1911:	
von Arnim, Friedmund (Privatunterricht)	aus IV	Meinke, Wilhelm (Buchhalter)	aus III A
Ave, Hermann (Buchhändler)	aus III A	von Schuckmann, Hans Ewald (nach Frankfurt a. O.)	aus VI
Bossart, Karl August (Kadettenanstalt)	aus IV	Schulz, Kurt (Kaufmann)	aus II A
Busch, Kurt (Maschinenbauer)	aus II A	Szabelski, Alfons (Bürgerschule)	aus IX
Buhler, Hermann (n. Schondorf am Ammersee)	aus IV	Wagner, Paul (Getreidehändler)	aus II A
Doss, Rudolf (nach Malchin)	aus III B	von der Wense, Ernst August (n. Hannover)	III B
Jacobs, Martin (Kaufmann)	aus II A	Wolfson, Hans (Maurermeister)	aus II A
Lazarus, Kurt (Landmann)	aus II A	Wollheim, Gert (Maler)	aus II B

2) bis Michaelis 1911:

Borzym, Werner (nach Fürstenberg)	aus IV	Petersen, Heinrich (nach Schwerin)	aus V
Brockmann, Heinrich (zur Bank)	aus II A	Streitenfeld, Horst Ulrich (nach Magdeburg)	aus VIII
Heinrichs, Hermann (nach Waren)	aus III B	Reinke, Walter (Baufach)	aus II A
Jahnke, Fritz (nach Blankensee)	aus VII	Schuchardt, Herbert (nach Pyritz)	aus IX
Kreienbrink, Gottfried (nach Zapel b. Crivitz)	aus V	Schumann, Friedrich Wilhelm (zum Realprogymnasium)	aus IV
Kulow, Ferdinand (nach Guatemala)	aus III A	Wegner, Karl Heinz (nach Friedland)	aus IX
Maerten, Johannes (nach Friedrichsfelde)	aus IIIB	Witt, Walter (Forstfach)	aus III B

### 3) Winter 1911/12:

Bielefeld, Franz (Kaufmann)	aus III A	Sittig, Richard (zur Bürgerschule)	aus VI
Ränge, Peter (Kaufmann)	aus II A	Schwarze, Karl (nach Finsterwalde)	aus V
Schmidt, Walter (Kaufmann)	aus II B		

### Neu aufgenommen wurden folgende Schüler:

(Der beigefügte Ort bedeutet den Wohnort der Eltern.)

#### 1) zu Ostern 1911:

(abgesehen von den Nonanern):

von Bernstorff, Joachim (Alt-Thymen)	in VII	Meyer, Erich (Fürstenberg)	in VIII
Borzym, Werner (Fürstenberg)	in IV	Oldendorf, Hans (Woldegk)	in IV
Dames, Alfred (Fürstenberg)	in III B	Pfannschmidt, Gottfried (Gransee)	in III B
Ehlert, Willi (Hohenfelde bei Mirow)	in VI	Randow, Herbert (Strelitz)	in VI
Filter, Hans (Woldegk)	in VI	Raspe, August (Woldegk)	in VI
Fraatz, Walter (Fürstenberg)	in III B	Rümens, Werner (Strelitz)	in VII
Frank, Hans (Steinhavel-Mühle)	in VI	Schimansky, Max (Feldberg)	in VII
Gienapp, Hermann (Strelitz)	in V	Schimming, Erich (Gross-Lichterfelde)	in II A
Görss, Wilhelm (Grünow)	in VI	Schwarze, Karl (Woldegk)	in V
Granzow, Wilhelm (Roggentin)	in VIII	Seedorf, Heinrich (Fürstenberg)	in III B
Harnisch, Fritz (Steinförde)	in III B	Seehausen, Hermann (Gransee)	in III B
Jürgens, Johannes (Fürstenberg)	in III B	Stäcker, Hans (Bredenfelde)	in VII
Klagemann, Gerhard (Gransee)	in VI	Steffen, Friedrich (Warbende)	in IV
Köbke, Rudolf (Blankensee)	in VI	Streitenfeld, Horst Ulrich (Neustrelitz)	in VIII
Kreienbrink, Gottfried (Gross-Vielen)	in V	Streuber, Traugott (Fürstenberg)	in IV
Laue, Emil (Grünow)	in VI	Wilhelmi, Franz	
Maerten, Johannes		(Falkenthal bei Zehdenick)	in II A
(Gross-Woltersdorf)	in III B	von Zedtwitz, Waldemar (Neustrelitz)	in II B

#### 2) zu Michaelis 1911:

von Arnim, Friedmund (Neustrelitz)	in III B	von Einem, Siegfried (Neustrelitz)	in IV
Bartold, Klaus (Saarlouis)	in VIII	Felten, Hans (Neustrelitz)	in VIII
von Bülow, Adalbert (Neustrelitz)	in V	Krüger, Hans (Bredenfelde)	in VII
Ehlert, Hugo (Hohenfelde)	in VII		

#### 3) im Winter 1911/12:

von Derschau, Joachim (Neustrelitz)	in V	Plamann, Alfred (Neustrelitz)	in VIII
Gnuschke, Herbert (Strelitz)	in V		

## Fritz Reuter – hochdeutsch

In Nr. 74 des Carolinum war ausführlich über die gelungene Übertragung der „Stromtid“ ins Hochdeutsche berichtet worden. Friedrich und Barbara Minssen haben nun ganze Arbeit geleistet, soweit das überhaupt möglich und philologisch vertretbar war. Zwei weitere Bände runden das Werk des Ehepaars Minssen ab, und so ist nun in technisch hervorragender Ausstattung der hochdeutsche Reuter in drei Bänden beim Verlag Langen & Müller lieferbar:

1. **Das Leben auf dem Lande** 701 S.  
(Ut mine Stromtid)
2. **Gezeiten des Lebens** 530 S.  
Romane der Erinnerung  
(Ut de Franzosentid – Meine Vaterstadt Stavenhagen – Ut mine Festungstid – Drei Aufsatzentwürfe aus der Zeit um 1848 – Über die politische Dummheit – Über die politische Parteisucht – Über die politische Eitelkeit)
3. **Das Leben im Paradiese** 479 S.  
Romane und Geschichten aus dem alten Mecklenburg  
(Dörchläuchting – De Urgeschicht von Meckelnborg – Von't Pird up den Esel – Wo-ans ick tau 'ne Fru kamm – Abenteuer des Entspekter Bräsig – Ein Heimatloser in Mecklenburg)  
(Am Rande sei vermerkt, daß „Das Leben auf dem Lande“ inzwischen auch als dtv-Taschenausgabe lieferbar ist)

Wiederum ist es nötig, zu fragen: Was soll das? – Wir alle sprechen, verstehen mindestens Plattdeutsch, wir alle brauchen keine Übertragungen so großartiger Werke. – Und wieder ist da die vorwurfsvolle Gegenfrage folgender Generationen: Und was ist mit uns? – Diese Frage hat nun eben, ausgehend von Aischylos über Rabelais, Dickens, Galsworthy, – jetzt auch Reuter miterfaßt.

Am 29. 7. 77 brachte das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ in seiner Übersetzerreihe als Folge 16 unter dem Titel „Unkel Bräsig und Triddelfitz“ einen Aufsatz über das Ehepaar Minssen. Der Untertitel, „Ein Ehepaar übersetzt vom Deutschen ins Deutsche“, hat in der Tat Gewicht. Hier liest man nun im Nebensatz, daß von den Minssens beiläufig neun Sprachen beherrscht, zumindest verstanden werden. Hier liegt wohl der Grund für ein so weit und tief reichendes Sprachempfinden, welches Übersetzern ermöglicht, ein Hochdeutsch anzubieten, welches der plattdeutsche Dichter in weiten Kreisen Mecklenburgs, sonderlich in Thüringen sprechen mußte. Am Werk der Minssens wird eindrucksvoll deutlich, daß ein Mensch, der plattdeutsch und hochdeutsch perfekt spricht, eben doch nicht den plattdeutschen Reuter ohne weitreichende philologische Studien verhochdeutschen kann. Daß sie sich in Zweifelsfragen sofort an gebürtige Mecklenburger wendeten, wird der Sache nur gedient haben. (Das Ehepaar stammt aus Danzig.)

Langjährige Studien fremder Sprachen dienten letzten Endes einer scheinbar so simplen Übertragung „vom Deutschen ins Deutsche“, das wurde in den drei Bänden überzeugend bewiesen.

Auch zu den Bänden 2 und 3 hat Friedrich Minssen wieder sehr ausführliche Anmerkungen, vor allem aber jeweils einen Aufsatz „Zu dieser Ausgabe“ geschrieben. Die Summe dieser drei Aufsätze am Ende der Bände bietet in der Tat das Gerüst für eine eigene Schrift, welche geeignet wäre, Fritz Reuter einem aufgeschlossenen hochdeutschen Leserkreis noch näherzubringen. Gewiß wurde im Reuterjahr 1974 hüben und drüben viel zu Ehren des großen Mannes veröffentlicht. Diese Aufsätze – einige Jahre später zur Monographie umgearbeitet – wären dennoch kein Zuviel.

Wieder stehe am Ende der herzliche Dank aller Mecklenburger an Friedrich und Barbara Minssen für eine gleichermaßen geistvolle wie fleißige Arbeit. Helmut de Voss

Vermerk der Redaktion:

In Heft 79 beginnen wir mit dem Abdruck der nachgelassenen Manuskripte von Karl Hacker „Dener und Saldat“ und „In’n roden Frack“. Diese Erzählungen waren einmal als Fortsetzung gedacht zu den Jugenderinnerungen von Karl Hacker, die 1938 unter dem Titel „Pappelsdörp“ im Verlag von Otto Wagner in Neustrelitz erschienen sind und ein interessantes Kulturbild der damaligen Zeit darstellen.

# Vermischte Beiträge

zum

## Carolinum

42. Jg. - Nr. 78

Göttingen

Winter 1977/78

### *Marburg 1977*

Unsere Carolinerschaft kann auf zwei für sie bedeutsame Ereignisse dieses Jahres zurückblicken: Teilnahme an der 450-Jahrfeier des uns partnerschaftlich verbundenen Gymnasium Philippinum und unser 9. Treffen in Marburg.

Der freundlichen Einladung des Oberstudiendirektors Albrecht H. Danneberg waren Mitglieder unseres Vorstandes und unser Senior Prof. Dr. Wilhelm Westphal nebst Gattin gefolgt. Sie hörten am Abend des 10. Juni das Konzert im Auditorium maximum der Philipps-Universität und nahmen einen unvergeßlichen Eindruck von den hervorragenden Leistungen mit, die das Streicherensemble, das große Orchester, die Kammermusikgruppen und Chöre dieses Marburger Gymnasiums boten. Mit Werken von Bach, Gabrieli, Sammartini, Vivaldi u. a. wurde hier Zeugnis abgelegt von einem beachtlichen Erfolg intensiver musischer Arbeit, die diese Schule auszeichnet und für ihre Zukunft wie auch allgemein hoffen läßt!

Auch der von Schülern der Oberstufe sowie vom Chor und Orchester des Gymnasium Philippinum am nächsten Vormittag wesentlich mitgestaltete Gottesdienst in der evangelischen Pfarrkirche zu Marburg war ein beachtenswertes Zeichen dieser 450-Jahrfeier, deren Höhepunkt alsdann der Festakt war, der wiederum im Auditorium maximum stattfand.

Die Begrüßung durch Oberbürgermeister Dr. Drechsler schloß die Caroliner und deren Vorsitzenden namentlich ein. Musikalisch eingeleitet vom großen Orchester des Gymnasium Philippinum, folgte den zahlreichen Grußworten die Festrede des Oberstudiendirektors Danneberg, der die schwierige Situation des Gymnasiums in heutiger Zeit, der Lehrer und Schüler, die Anforderungen an die Schulverwaltung darlegte und den Weg zu einer freien und humanen Schule der Zukunft aufzeigte. Chor und Instrumente schufen den musikalischen Ausklang dieser repräsentativen Veranstaltung.

Beim Festball in der Stadthalle mit unterhaltsamen Einlagen und einem graziösen Ballett der Schülerinnen kam fröhliche Geselligkeit zu ihrem Recht, und in guter Stimmung verlief auch der Frühschoppen am Sonntagvormittag auf dem neuen Schulgelände. – Die Jubiläumsfahrt der Schule auf dem Rhein von Eltville nach Niederlahnstein konnten wir Caroliner trotz herzlicher Einladung nicht mitmachen, da uns am Montag, dem 13. Juni, wieder Alltagspflichten in Anspruch nahmen.

Dies gegenseitige Einvernehmen bewährte sich auch bei unserem 9. Caroliner-Treffen in Marburg vom 9. bis 11. September 1977. Wir konnten dort im Kurhotel Ortenberg als Vertreter des Gymnasium Philippinum Oberstudiendirektor Danneberg und Studiendirektor Bähr begrüßen und hatten in der Primanerin Antje Danneberg, der Tochter des Oberstudiendirektors, und in den Primanern Ludwig Möller und Martin Cleffmann tüchtige Helfer.

In der Hauptversammlung, die am Nachmittag des 9. September 1977 den offiziellen Veranstaltungen vorausging, wurden nach dem Tätigkeitsbericht des Vorsitzenden und den Kassen- und Prüfungsberichten dem Vorstand und dem Schatzmeister Michel Wolfgang Ludewig Entlastung erteilt und der Vorstand unverändert wiedergewählt. Als Revisor wurde Otto Putzier abermals bestätigt. Das 10. Caroliner-Treffen wurde wiederum in Marburg auf den 7. bis 9. **September 1979** festgelegt.

Zum Begrüßungsabend hatte sich bereits eine stattliche Anzahl von Carolinern mit Angehörigen und Freunden wie auch Besuch aus der Heimat eingefunden. Auch der Nachfahre des Gründers unserer Schule, Herzog Christian Ludwig zu Mecklenburg, war gekommen. Der Vorsitzende unserer Altschülerschaft Peter Heitmann wertete dies besonders ebenso die Anwesenheit des Direktors des Johann-Gottfried-Herder-Institutes zu Marburg, Prof. Dr. Roderich Schmidt. Frau Käte Kuhn, geb. Sünemann, konnte als einzige Vertreterin des ehemaligen Lehrerkollegiums des Oberlyzeums und damit unserer ehemaligen Lehrer insgesamt begrüßt werden. Der Oberbürgermeister der Stadt Marburg Dr. Drechsler hatte zu diesem Treffen eine

schriftliche Gruß- und Glückwunschartadresse übersandt. In Telegrammen und Briefen hatten viele, die an der beabsichtigten Teilnahme doch wieder verhindert waren, des Marburger Treffens gedacht.

Die Totenehrung galt insbesondere den in den beiden letzten Jahren verstorbenen Mitgliedern und Freunden unserer Vereinigung sowie dem großen Freund und Förderer unseres Zusammenhalts, dem im Oktober 1976 plötzlich verstorbenen Professor Dr. Wilhelm Luther, dem früheren Direktor des Gymnasiums Philippinum. Seine Witwe, Frau Dr. med. Inge Luther, war zugegen. Wir dankten ihr herzlich.

Peter Heitmann berichtete über das partnerschaftliche Verhältnis zum Gymnasium Philippinum und über das unvergeßliche Erlebnis der Teilnahme an der 450-Jahrfeier. In seiner weiteren Ansprache hob er die symbolische Bedeutung unserer Zeitschrift „Carolinum“ und unseres Zusammenschlusses hervor. Damit erhalte unsere ehemalige Schule eine geistige Heimstätte hier im freien Teil unseres deutschen Vaterlandes, die Garant sein möge für eine künftige Wiederbegründung an wieder freier altvertrauter heimatlicher Stätte!

Auf die erschreckenden zeitgeschichtlichen Ereignisse eingehend, stellte der Vorsitzende die Frage nach dem Sinn solcher Zusammenkünfte wie diese hier. Er beantwortete sie mit dem Hinweis, daß es gerade jetzt auch auf die kleinste Gemeinschaft ankomme, die noch positive Werte in sich berge wie Heimat- und Geschichtsbewußtsein, Traditionspflege, das Wissen um den Wert der Freiheit und um ihre Verantwortung, das Miteinander-Reden und das Bemühen, sich gegenseitig zu verstehen. Gerade jetzt sei jeglicher Zusammenhalt, der solche Werte zum Inhalt hat, mehr denn je notwendig gegen den Ansturm von Terror und mörderischer Gewalt! Großer Beifall wurde dem Vorsitzenden zuteil.

Besinnliche Gespräche und frohe Unterhaltung hielten die Teilnehmer noch nach Mitternacht zusammen. Alle trafen sich dann wieder am nächsten Vormittag zum Gottesdienst in der Elisabeth-Kirche. Dort predigte unser Caroliner Pfarrer Siegfried Lundbeck, Nordenham. Er vermochte heimatliche Erinnerungen einzuflchten in seine Deutung der göttlichen Botschaft. Die Orgel spielte ebenfalls einer der Unsrigen, Oberstudienrat a. D. Hans Joachim Heise, ein Schüler unseres verehrten Musiklehrers Albert Krietsch. Sein Spiel klang eindrucksvoll aus in der Phantasie und Grave in G-dur von Bach.

Trinksprüche auf das befreundete Gymnasium Philippinum und auf das Carolinum wurden während des gemeinsamen Essens im Kurhotel Ortenberg gewechselt.

Zum geselligen Abend am 10. September 1977 trafen im Kurhotel Ortenberg noch manche Caroliner und Gäste ein, die erst zum Wochenende kommen konnten. Es waren vielfach erstmalige Begegnungen, die dieses 9. Treffen auszeichneten und zu berechtigten Hoffnungen auch für das nächste Treffen 1979, unser 10. in Marburg, führten. – Dr. med. Günther Pohl begrüßte als Vorstandsmitglied die freudig gestimmten Teilnehmer und legte seiner Ansprache den in das Gästebuch des Hotels zu diesem Treffen eingetragenen Satz zugrunde:

„Virtus nos et cana fides coniungit Carolinos“

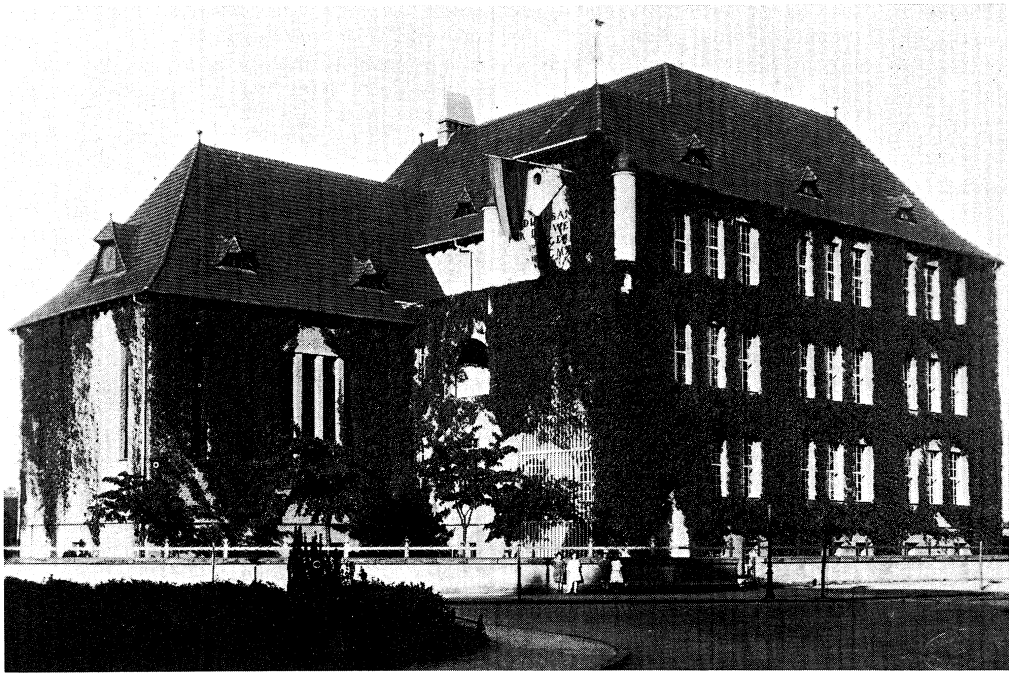
Standhaftigkeit und unverbrüchliche Treue verbinde uns Caroliner! Er führte dies näher aus und wies auf die Verdienste und Auszeichnungen der bewährten Vorstandsmitglieder Dr. Walter Lehmbcker und Peter Heitmann hin.

Viele Stunden noch vergingen bei Tanz und langem Austausch von Erinnerungen und Erlebnissen. – Es wurde Sonntagnachmittag (11. Sept.), ehe sich die einzelnen Gruppen, die sich in den Gasträumen des Kurhotels Ortenberg zusammengesetzt hatten oder noch auf der Terrasse standen, voneinander zu trennen vermochten und zur Heimfahrt aufbrachen.

### *Erinnerung an die Beitragszahlungen und Spendenaufuf*

Bei Durchsicht unserer Buchungen finden wir noch manche Beitragsrückstände für 1976 und 1977. Wir sind auf deren Eingänge dringend angewiesen, um unsere Zeitschrift, die das beste Bindeglied zwischen uns und mit unserer Heimat darstellt, weiter herausgeben und auch um unser 10. Treffen 1979 in Marburg gehörig vorbereiten zu können. Wir bitten daher unsere Mitglieder, zu denen ehemalige Angehörige unseres Gymnasiums, Realgymnasiums und Oberlyzeums gehören, ihre noch ausstehenden Beiträge (DM 30,- jährlich) alsbald auf das Konto unseres Schatzmeisters Michel Wolfgang Ludwig in Bad Schwartau beim Postscheckamt **Hamburg Nr. 1362 92 - 206** zu überweisen. Dieselbe Bitte richten wir an die Mitglieder unseres Freundeskreises, deren Beitrag jährlich mindestens DM 20,- betragen sollte.

Außerdem sind uns **Spenden** auf das vorgenannte Konto sehr erwünscht. Sie sind uns Rückhalt und Anerkennung für unsere notwendige Gemeinschaftsarbeit, die wir ehrenamtlich und selbstlos im Vorstand, in der Geschäftsführung und in der Schriftleitung leisten!



Schulgebäude des Oberlyzeums in Neustrelitz, das 1910 eingeweiht wurde und bis 1945 als solches bestand. Die Anstalt war die Nachfolgeschule der früheren Höheren Töcherschule in Neustrelitz, die hinter der Marktkirche gelegen war. Diese Schule wurde im Jahre 1807 gegründet, würde also jetzt auf ihr 170jähriges Bestehen zurückblicken können. Ihres 150jährigen Bestehens gedachte Oberstudiendirektor i. R. Dr. Herbert Müller-Praefcke in einem Aufsatz, den wir in Nr. 23/24, Seite 15–24, unserer Zeitschrift veröffentlichten.

### *Erinnerungen an Professor Paul Göbeler*

Frau Maria Lanz, geb. Funk, wohnhaft in Berlin, wurde bei der Lektüre eines auf Seite XIV der „Vermischten Beiträge“ zu Heft 72/73 unserer Zeitschrift erschienenen Aufsatzes „Aus der Realerzeit 1913“ an ihren Onkel Professor Paul Göbeler erinnert, dessen wir schon in Heft Nr. 19/20 (Festschrift 1956), Seite 54–56, gedachten. Ihrem Brief vom 2. August 1977, den wir anschließend – mit Ausnahme eines kleinen Absatzes – veröffentlichen, fügen wir den Wortlaut des erwähnten Briefes von Professor Göbeler bei, weil dessen Zeilen die Persönlichkeit und den Idealismus Göbeler ganz und gar kennzeichnen:

Sehr geehrter Herr Heitmann.

1 Berlin 33, d. 2. August 1977

Im „Carolinum“ Herbst/Winter 1975 fand ich in den vermischten Beiträgen, die ich mit besonderem Vergnügen las, den von C. Reinke gegebenen Bericht „Aus der Realerzeit 1913“. Darin wird in liebenswürdiger Art des Professors Göbeler gedacht, dem die Schüler den Beinamen „Klüter“ gegeben haben. Professor Göbeler war mein Onkel; meine Schwester und ich nannten ihn Onkel Paul, denn seine Frau war eine Kusine meiner Großmutter (Frau Pastor Funk in Neustrelitz).

Nun zu meinem Anliegen: Ich besitze einen – wie ich glaube – besonders hübschen Brief von Prof. Göbeler, den ich seit über 50 Jahren aufbewahre. Er schrieb ihn mir als Antwort auf einen Dankbrief von mir nach meiner Hochzeit. Er hatte uns (man lebte nach der Inflation noch nicht sehr üppig) ein Geldgeschenk zur Hochzeit gemacht, das uns sehr willkommen war. Mein Mann und ich sind in unserem langen gemeinsamen Leben immer freudige Wanderer geblieben, und waren es schon damals. So machten wir also unsere Hochzeitsreise in den Harz. Da ich aber nicht ganz sicher war, ob er sein Geschenk so angewandt wissen wollte, wie wir es verwandten, nämlich als Zuschuß von unserer Reisekasse, schrieb ich ihm in der Freude über die wunderschöne „Harzreise zu Fuß“ einen ausführlichen, begeisterten Dankesbrief. Seine um-



gehende Antwort darauf erfordert keinen Kommentar. Drollig oder seltsam ist nur, daß wir zufällig fast die gleiche Wanderroute nahmen wie er, von Goslar ausgehend.

Dies ist übrigens der einzige Brief, den ich je von Onkel Paul Göbeler bekam. Wir sahen ihn nicht sehr oft, den viel Beschäftigten. Die familiäre Verbindung hielt in den wenigen Jahren, die ich in Neustrelitz als junges Mädchen bei meiner Tante, Martha Funk, verlebte, Göbeler's Frau, unsere Tante Anna. Aber – ganz unvergeßlich ist mir der klare Herbstabend, als er meine Schwester und mich abholte und uns den Sternenhimmel erklärte. Durch sein Fernrohr durften wir die Venus und andere Sterne betrachten. . . .

Darf ich zu meiner Person noch einiges hinzufügen, damit Sie wissen, wer Ihnen hier schreibt? Ich bin die 2. Tochter von Gymnasiallehrer Paul Funk (cand. theol.), der – wie mir erzählt wurde – Griechisch und Latein lehrte am Carolinum. Er starb sehr früh, schon 1904. Ich, 1902 geboren, habe keine Erinnerung an ihn. Meine Mutter lebte bis 1910 mit uns beiden Mädchen in Neustrelitz am Augustaplatz 1. Im selben Hause wohnte auch die Familie Graack, und – wenn ich nicht irre – auch Frau Becker mit den Söhnen Peter und Ulrich. Mit Hans Graack, dem Letzten der Familie, verbindet mich seit Kindertagen enge Freundschaft. Bei ihm in Osnabrück lernte ich zuerst das „Carolinum“ kennen und wurde selbst Mitglied 1961.

Ich heiratete 1926 in Neustrelitz den Amtsgerichtsrat Wilhelm Lanz, den ich in Naumburg/Saale kennengelernt hatte. Wir sind über Löbejün bei Halle und Nordhausen/a. Harz nach Westberlin gekommen. Mein Mann ist als Landgerichtsdirektor nun schon zwanzig Jahre in Pension. Wir haben fünf Kinder und zwölf Enkelkinder, sind also eine „stattliche“ Familie.

Entschuldigen Sie bitte den reichlich langen „sermon“. Ich mache nun schnell Schluß. Das Carolinum ist eine so sehr erfreuliche Zeitschrift. Sie bindet einen fest an die alte Heimat.

In diesem Sinne grüßt Sie  
Maria Lanz

Neustrelitz am Tage nach dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage 1926.  
(Poststempel 25. 9. 26)

Liebe Maria!

Du kennst mein Herz noch lange nicht, wenn Dir der Gedanke kam, ich könnte böse sein, daß das „famose“ Hochzeitsgeschenk nicht in einem bestimmten Gegenstand, vielleicht einem Eisschrank aus Mahagoni, festgelegt ist. Ein Kapital, welches in einer schönen Reise angelegt ist, bringt ja viel reichere Zinsen als die kostbarste krystallene Zuckerschale mit goldener Zukerzange. Es bringt eine Rente für Herz und Gemüt, die bis zum letzten Atemzuge ausgezahlt wird.

Du hast mir mit deinen freundlichen Zeilen alle Großartigkeit und Pracht des Harzes die ich **als junger Lehrer** schauen durfte, vor die Seele gezaubert. Und dann all das Beiwerk der Reise, welches als feines Geranke das Erinnerungsbild umschließt.

In Goslar das Kaiserhaus und die Domkapelle. Und wie drollig, daß ich im Schutze des „Brusttuches“, an dem ein Künstler den Henenzug nach dem Brocken in Holz geschnitzt hat, eine billige Mahlzeit einnehmen konnte. Kurz vor Harzburg – es dämmerte bereits – sah ich einen Jüngling in der Stellung Walthers von der Vogelweide „Ich saz uf eime Steine und dahte bein mit beine.“ Und siehe da: in gegenseitiger Aussprache ergab sich, daß wir beide Überfluß an Geldmangel hatten und bei Mutter Grün um Nachtquartier bitten mußten. Auf Fichtenzweigen weich gebettet wurden wir vom Traumgott entführt, bald aber in die Wirklichkeit zurückgeführt durch ein unterirdisches Gerummel, als dessen Urheber sich Grimbart entpuppte, der eben mit Gepumpel seinen Bau verließ, um auf Mäusejagd zu gehen. Froh und frei, ohne Sorgen um den Verlust unseres Vermögens, zogen wir am nächsten Morgen weiter über Ilsenburg in's liebeliche Tal der Ilse, einen steilen Weg aufwärts nach dem Granitkolöß des sagenumwobenen Ilsenstein, der die Magnetnadel ablenkt und dadurch irreführen kann.

Weiter ging's über den Brocken nach dem höchstgelegenen Harzdorfe Schierke, damals fast nur von Waldarbeitern, Kohlenfuhrleuten und rußigen Köhlern bewohnt; und am andern Ende – wie es ja meistens ist – der einzige Gasthof, gräßlich und bescheiden. Dann über den Schnarcher durch das romantische Elendstal, das aber keineswegs ein Tal des Elends ist. Bei Rübeland, vor dem Eingang in die Baumannshöhle, entblösten wir mit dem Führer, einem würdigen Bergmann i. R., das Haupt zum Gebet und stiegen mit einem Glückauf des Führers in den Schoß der Erde, der uns seine Wunder in Gestalt riesiger Zapfen, der klingenden Säule, des versteinerten Wasserfalls, der Kanzel und Orgel, der Blutwurst und anderer Naturspiele offenbarte. Dies war ein Ereignis, welches durch die Stille, den Ernst, durch die gewaltigen Gebilde auf uns fast wie ein Gottesdienst wirkte.

Von Rübeland zogen wir die Kehren aufwärts, um das liebeliche Bodetal zu begleiten. Auf dem Tanzplatz löste sich meinem Begleiter die eine Schuhsohle, so daß er mittels eines Bindfadens die Verbindung wieder herstellen und in Thale zunächst das „Atelier“ eines Flickschusters aufsuchen mußte.

Und was soll ich über Quedlinburg sagen? Lachend stand es wie auf einem riesengroßen bunten Teppich. Und wir sahen im Geiste den Begründer der Stadt am Vogelherd sitzen und sangen mit Löwe: „Du gabst mir einen guten Fang, Herr Gott, wie Dir's gefällt.“

Siehst Du, Maria, da habe ich die schönste Reise gemacht, und „Schöner, heller Sonnenglanz füllt des Lebens Blütenkranz. Jung ist die Welt und schön“, wenn wir auch älter und alt werden.

Und diese Reise verdanke ich Dir, Deinen kurz angedeuteten Reiseerinnerungen. Deshalb spreche ich Dir herzlichen Dank aus.

Mit dem Wunsche für Dein Wohlergehen grüße ich Dich und Deinen Gemahl. Diesem Gruß und Wunsch schließt sich Tante Anna an.

Dein Onkel Göbeler

### *Geboren*

Am 8. Juni 1977 wurde das dritte Kind von Erika und Diethart BOHN, ANNE KATHARINA, in Flensburg geboren. Sie ist das 12. Enkelkind von Charlotte und Peter Heitmann.

### *Verheiratet*

Am 25. Mai 1977 Bert-Heinrich FÖLSCH und Dagmar Fölsch geborene Jost, wohnhaft in Dummerstorf.

Der junge Ehemann ist der Sohn unseres früheren Neustrelitzer Superintendenten Hans Heinrich Fölsch, jetzt wohnhaft in Sternberg.

### *Geburtstage*

Nachträglich erfahren wir, daß Frau HELGA PAPE, einzige Tochter des verstorbenen letzten Inhabers und Herausgebers der „Landeszeitung“ in Neustrelitz, am 29. März 1976 ihr 65. Lebensjahr vollendete. Sie lebt jetzt als Oberstudienrätin a. D. in München und nimmt an der Entwicklung und dem Geschehen in unserer Carolinerschaft regen Anteil. Frau MARGARETHE LACHMUND, geb. Grobbecker, wohnhaft jetzt in Köln, wurde am 17. 9. 1976 80 Jahre alt. Am 13. Mai 1973 verlieh ihr das Haverford College in Haverford, Pennsylvania, USA, wegen ihrer Verdienste um die Menschlichkeit die Würde eines Ehrendoktors der Rechte. Die Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker) gab zu ihrem 80. Geburtstag im Sensen-Verlag in Wien eine Schrift heraus, die aus ihren eigenen Buchbeiträgen, Briefen und Vorträgen zwischen 1935 und 1973 zusammengestellt wurde. – Frau Margarethe Lachmund besuchte das Lyzeum in Neustrelitz und gehört unserer Carolinerschaft seit Jahrzehnten an. Sie schrieb in Heft Nr. 25/26 Seite 76–79 den Aufsatz über Rat Praefcke.

Am 31. Januar 1977 vollendete Frau BETTY WENDLAND, früher in Ollendorf, jetzt in Homburg/Saar wohnhaft, ihr 80. Lebensjahr. Sie ist die Mutter unseres Caroliners Hans Robert Wendland. Seinen 75. Geburtstag beging am 5. Juli 1977 KARL HARTWIG in Bremen. Er war früher Verlagsleiter der „Landeszeitung“ in Neustrelitz und arbeitete zuletzt bei den „Bremer Nachrichten“. Am 23. 7. 1977 beging Frau ELSA HEUCK geborene Wolff in Neustrelitz ihren 80. Geburtstag. Sie ist die Witwe des Zahnarztes Dr. Heuck. Ihr Sohn Wolfgang fiel im letzten Weltkrieg, ihre Tochter Maja lebt in Wismar und ist mit einem Zahnarzt verheiratet. Frau ELISABETH FUNCK, geb. Niekrentz, feierte am 19. August 1977 in Stuttgart ihren 70. Geburtstag. Sie war Schülerin unseres Lyzeums. Am 24. August 1977 konnte Frau ALMA STRÜBING, geb. Radloff, auf ihr 90. Lebensjahr zurückblicken. Sie wohnt in Eschwege bei ihrer Tochter Christa Busse, geb. Strübing, deren Mann im letzten Weltkrieg als Flieger gefallen ist. Der Mann von Frau Alma Strübing war Inhaber des Central-Hotel in Neustrelitz und stand früher in persönlichen Diensten des letzten Strelitzer Großherzogs Adolf-Friedrich VI.

HELLMUTH BIERMANN in Wiesbaden beging am 4. September 1977 seinen 80. Geburtstag. Wenige Tage darauf nahm er mit seiner Gattin am 9. Carolinertreffen in Marburg teil. Dipl.-

Ing. Architekt RODERICH SCHRÖDER, Schriftleiter unserer Zeitschrift, vollendete am 25. November 1977 sein 70. Lebensjahr.

Am 26. Juni 1977 vollendete unser bewährter Buch- und Kassenprüfer OTTO PUTZIERER in Köln sein 80. Lebensjahr. Am Tage darauf feierten Angehörige, Geschäftsfreunde, Caroliner und Neustrelitzer diesen Geburtstag im fröhlichen Kreise. Unser Vorsitzender Peter Heitmann überreichte ihm mit herzlichen Glückwünschen ein Geschenk der Carolinerschaft. Auch unsere Vorstandsmitglieder Werner Praefcke und Günther Pohl gratulierten persönlich, ebenso unser Caroliner Dieter Schönborn.

Im großen Kreise seiner Stammtisch- und Bundesbrüder, Vorstandsmitglieder unserer Carolinerschaft und der örtlichen Landsmannschaft sowie der Fritz-Reuter-Gesellschaft feierte am 4. Juli 1977 unser Schatzmeister MICHEL WOLFGANG LUDEWIG in Niendorf an der Ostsee seinen 65. Geburtstag. Als Geschenk der Vorstandsmitglieder überreichte ihm Peter Heitmann ein Buch über Mecklenburg und hob in seiner Laudatio die großen Verdienste des Jubilars um unseren Zusammenhalt hervor. Herrliches Sommerwetter begünstigte die Feier draußen im Garten des Sommerhauses der Familie Ludewig und verlockte auch zu fröhlichem Gesang.

Anlässlich eines Empfangs zum 65. Geburtstag des HERZOGS CHRISTIAN LUDWIG ZU MECKLENBURG auf Gut Hemmelmark am 29. 9. 1977 übermittelte ihm der Bundessprecher Karl Werner Flint die Glückwünsche der Landsmannschaft Mecklenburg und Peter Heitmann die der Carolinerschaft. Sie überreichten ihm Geschenke, für die der Herzog mit bewegten Worten dankte. Er bat uns in einem besonderen Schreiben, seinen Dank auch den Carolinern zu übermitteln.

### *Gestorben*

In Uelzen verstarb das Mitglied unseres Freundeskreises FRIEDRICH GOMM. In Neustrelitz verstarb bald nach Vollendung ihres 92. Lebensjahres Frau EMMA HAMANN geb. Christiansen. Sie war früher Inhaberin des stadtbekanntes Café Hamann. Am 7. Dezember 1976 verschied im Alter von 83 Jahren Dipl. Ing. und Architekt HANS REINKE in Berlin. Ihm folgte am 25. 5. 1977 in den Tod seine Gattin MARIA REINKE geb. Roewer im Alter von 82 Jahren. Beide hatten sich um den Zusammenhalt unserer Caroliner in Berlin große Verdienste erworben. Am 21. Januar 1977 verstarb in St. Louis/Missouri-USA unser Caroliner HANS CHRISTOPH KLINGENBERG. Er war am 28. September 1927 in Feldberg als Sohn des Amtsgerichtsrats Klingenberg und seiner Ehefrau Eva, geborene Siehl, geboren. Er hinterläßt in Amerika seine Ehefrau und drei Kinder im Alter von 15, 17 und 18 Jahren. GUSTAV MENDEL-SOHN verstarb am 2. Mai 1977 in Berlin im Alter von 82 Jahren. Er war treues Mitglied und Leser unserer Zeitschrift. Steueramtmann i. R. WILHELM MAECKER starb am 5. Mai 1977 im Alter von fast 77 Jahren in Albersdorf in Schleswig-Holstein. Er war ein Sohn von Kantor Maecker in Zierke. Am 27. Mai 1977 entschlief in Biberach/Riss im Alter von 53 Jahren Frau BRIGITTE HEITMANN geb. Gehrke. Sie war die Frau unseres Caroliners Hans-Heinrich Heitmann und Mutter von 4 Söhnen. Am 7. Juni 1977 entschlief in Bremen kurz nach Vollendung ihres 75. Lebensjahres ELISABETH BAHLCHE. Sie war die jüngste Tochter unseres Schulrates Bahlke und Schwester von Frau Irmgard Werner sowie von Ehrenfried und Heinz Bahlke. RUDOLF FRÖHMCKE, Sohn des 1941 in Neustrelitz verstorbenen Schneidermeisters und früheren Staatsrates Otto Fröhmcke, ist am 11. Juni 1977 in Berlin im 74. Lebensjahr verstorben. In Bremen entschlief am 5. 6. 1977 im Alter von 70 Jahren Frau ANNELIESE SCHÜSSLER geb. Schulze. Ihr verstorbener Ehemann Fritz Schüller stammte aus Woldegk. Von seinem schweren Leiden wurde am 16. Juni 1977 DR. MED. ULRICH BRAUN in Eutin erlöst. Er war am 18. Dezember 1898 in Woldegk geboren. Am 5. 7. 1977 entschlief in Hamburg HEDI RECHLIN. Sie war zuletzt als Fürsorgerin tätig und stammte aus Neustrelitz, wo sie unser Lyzeum besuchte. Oberregierungsrat i. R. KARL BARTEL verstarb am 29. August 1977 in Kerpen bei Köln. Er war der Schwiegervater unseres Caroliners Hans Joachim Heise und hatte sich früher als Schulrat in Mecklenburg und später als Oberst d. R. und Regimentskommandeur im letzten Weltkrieg bewährt. Am 31. August 1977 starb in Göppingen im Alter von 60 Jahren Frau HILDEGARD SCHMIDT geb. Wielk. Sie war die Witwe unseres am 19. 7. 1944 in Galizien gefallenen Caroliners Oberleutnant Hans Schmidt. RÜDOLF RÖHWEDEL entschlief nach schwerer Krankheit im 79. Lebensjahr in Trittau am 14. September 1977. Er war Mitinhaber der Firma Höcker in Neustrelitz. WALTER KNÖFEL, 77 Jahre alt, entschlief in einem Lübecker Krankenhaus am 21. September 1977. Auch mit ihm ist ein treues Mitglied und bekannter Neustrelitzer von uns gegangen. Am 24. September 1977 verstarb in Brühl ERIKA FREIFRAU VON SCHLEINITZ, sie war die Witwe des Generalleutnants von Schleinitz, des früheren Kommandeurs des Infanterie-Regiments 48 in Neustrelitz.

Am 5. Okt. 1977 entschlief plötzlich im Alter von 63 Jahren Veterinärdirektor Dr. med. vet. HERBERT SCHULZ. Er besuchte unser Carolinum in Neustrelitz. Sein Vater war im 1. Weltkrieg gefallen. Er selbst nahm am 2. Weltkrieg teil und kehrte erst im Dezember 1949 nach 5jähriger Gefangenschaft aus Sibirien heim. Er wurde dann Leiter des Veterinäramtes und Direktor des Schlachthofes in Schweinfurt, den er neu aufbaute. Er hinterläßt seine Frau und zwei Söhne, von denen Wolfgang als Pfarrer in Kulmbach wirkt, verheiratet ist und einen einjährigen Sohn hat, während Peter in Erlangen Theologie studiert.

### Aus Briefen

**Albert Krietsch, Freiburg:** von einer längeren Reise soeben zurückgekehrt, fand ich das mit von Ihnen zugesandte Glückwunschschreiben der Carolinerschaft zur Vollendung meines 80. Lebensjahres vor. Es hat mich außerordentlich herzlich berührt, daß man meiner im wesentlichen in Neustrelitz geleisteten Lebensarbeit in so freundlichen Worten gedacht hat. Ich darf wohl sagen, daß in den fast 25 Jahren meines Wirkens in Neustrelitz meine Arbeit weit über die sonst übliche Tätigkeit eines Musiklehrers an höheren Schulen hinausgegangen ist. Bis auf den heutigen Tag stehe ich mit einer ganzen Reihe meiner ehemaligen Schüler und Schülerinnen in Verbindung, und ich hoffe, daß Ihre im Namen der Carolinerschaft mir übermittelten Wünsche für meine Zukunft sich noch in bescheidenem Maße erfüllen möchten. Ihnen und allen, die sich mir über die Jahre hinaus verbunden fühlen, sage ich meinen herzlichsten Dank!

**Heimatliche Zuschrift:** Tausend Dank nochmals für die festlichen, feierlichen und so frohen Stunden, die wir mit Euch in Marburg erleben durften. Wir nehmen diese unvergeßlichen Eindrücke als kostbares Geschenk mit in unsere Heimat und hoffen auf ein gesundes Wiedersehen 1979.

**Gundula Schütte geb. Kerstenhann:** Ich denke noch oft und gern an die Marburger Tage zurück, es war wie immer wunderschön!

**Irmgard Skowronski geb. Reinke, Berlin:** Nach dem Tode meines Vaters wollte meine Mutter Ihnen persönlich schreiben, ich glaube, sie hat es nicht mehr geschafft. So will ich es dann tun. Meine Eltern lebten zwar seit 55 Jahren in Berlin, liebten Berlin und lebten gerne hier, dennoch hingen sie mit ganzer Seele an Neustrelitz, an der Heimat. Es war eine schmerzliche Zeit, als sie als Berliner nicht nach Neustrelitz fahren konnten. In dieser Zeit ergriffen sie, und vor allem meine Mutter, die Initiative zum Treffen der Caroliner hier in Berlin. Wie ich aus jetzt gefundenen Briefen entnehmen kann, war es ein begeisterter und nicht kleiner Kreis. In dieser Zeit entstanden auch die Dia-Vorträge meines Vaters über Neustrelitz, die meine Eltern gemeinsam zusammenstellten und die mein Vater in wundervoller Weise mit Wort und Ton begleitete. Auf diese Weise brachte er auch meiner Tochter, die Neustrelitz erst in den letzten Jahren sehen konnte, es sehr nahe, so daß es auch nun für sie ein Stückchen Heimat geworden ist. Wir haben mit meinen Eltern viel, sehr viel verloren, und wir werden auch nicht mehr die vielen Anekdotchen und Schnäcke aus ihrer Jugendzeit aus Neustrelitz hören. Aber das ist der Lauf der Dinge, und wir werden das alles in unserem Herzen bewahren.

**Ludwig Dörbandt, Eschede:** Die letzte Ausgabe des „Carolinums“ (Nr. 76/77) ist wiederum ein kostbares Geschenk für die alten Caroliner geworden. Daß mich der Beitrag Dr. Deppes „Die Wold“ besonders gefesselt hat, kannst Du Dir vorstellen, weißt Du doch, daß ich dort, in der Revierförsterei Priesterbäk, jahrelang tätig war. – „Der Knabe Elk“ ist in Sprache und Inhalt ein hervorragender Beitrag, der unter die Haut geht – – – Gerd Lüpkes gelungene Übertragung fremdstämmiger Literatur ins Mecklenburger Platt hat mich stark angesprochen. – Alles in allem – das Heft 76/77 ist wiederum ein ebenso vielseitiges wie gelungenes Ganzes und vermag jedem seiner Leser etwas zu geben, nicht zuletzt auch durch seine „Vermischten Beiträge“, die Erinnerungen an alte Freunde und Bekannte wachrufen.

**Veit Ludwig Freiherr von Seckendorf, Hamburg:** Mit großem Interesse habe ich die letzte Ausgabe der Zeitschrift „Carolinum“ gelesen. Vor allem interessierte mich der Artikel von Goede Gendrich über den großen Waldbrand 1934 im Juli ostwärts der Müritz. – Ich kann mich noch gut erinnern, daß ich auf der Heimfahrt von der Schule – seit Ostern 1934 war ich auf dem Carolinum in der 4a (Quarta, Klassenlehrer Studienrat Wesemann) – nach Langhagen mit dem Fahrrad eine große Rauchwolke Richtung Westen aufsteigen sah. – Auch bei uns in Langhagen wurde die Sonne durch die Rauchwolke verdunkelt. Ein schaurig-schöner Anblick. Soweit ich mich heute noch entsinne, war mein Vater als zuständiger Leiter des Forstamtes Langhagen mit in der Leitung des gesamten Löschwesens. – – – Etwa  $\frac{2}{3}$  des Schadens war Privatforst von Dr. Herrmann in Speck,  $\frac{1}{3}$  war Staatsforst – Forstamt Langhagen. – Ein

großer Teil des wieder aufgeforsteten Waldes ist 1945 nach Angaben meines Vaters durch die Kampfhandlungen wieder vernichtet worden. Die Schonungen waren schon wieder 11 Jahre alt geworden.

**HANS LÖSCH**, Tsumeb (Südwestafrika): Das Carolinum ist mir immer eine große Freude. Sehr inhaltsreich und für mich von Interesse war die Frühjahrsausgabe. Der große Waldbrand ist mir noch in Erinnerung. Neubrandenburgs Stadtlore und Geschichte sowie „Die Wohld“ weckten so manche Erinnerung, boten aber auch viel Neues und Wissenswertes. – Ich hoffe, Sie sind alle wohlauf! Sie leben mit Baader-Meinhof nicht weniger gefährlich als wir hier zu leben scheinen. – Möge im neuen Jahr Ihnen und auch uns der Friede erhalten bleiben.

### *Buchbesprechungen*

#### **Oththirich Müller-Ramelsloh: DER NEUE MENSCH**

Weltanschauungen, Sozialregulative, programmierte Selbstgesetzlichkeit, Darüberhinaus-  
erfahrung

185 Seiten mit Namensverzeichnis, J. G. Bläschke Verlag Darmstadt 1977

In der erstaunlichen Vielfalt seiner schöpferischen Begabung, die sich in philosophischen Werken, in Dramen, Erzählungen und Gedichten – auch in unserer plattdeutschen Sprache – offenbart, legt uns unser mecklenburgischer Landsmann Oththirich Müller ein neues philosophisches Werk von Format vor. Er kritisiert in souveräner Beherrschung der naturwissenschaftlichen und philosophischen Weltliteratur die bekanntesten Denkmodelle wie Marxismus, offene Gesellschaft, Zerfalls- und Aufstandserscheinungen usw. und wirft eine Vielzahl von neuartigen Fragestellungen auf. Er verneint den Unterschied zwischen Geist und Materie, lehnt alles nur begriffliche Denken ab, bekennt sich zur Kybernetik und stellt die Einheit von Natur- und Geisteswissenschaften her. Die vorliegende Untersuchung klingt mit dem Denkprozeß des Neuen Menschen aus. Der Verfasser entwirft ein neues Kulturbild Europas und fordert die Europäer auf, ihre Kräfte zu vereinigen. – Es ist ein Europa-Buch von großer geistiger Spannweite! Es geht dem Verfasser um die geistig-seelische Einschmelzung des europäischen Menschen.

#### **Oththirich Müller-Ramelsloh: WÜRFELSPIELE**, 70 Seiten – Karlsruher Bote.

Plattdeutsche Erzählungen in der dem Verfasser eigentümlichen Schreibweise mit feinsinigem Humor und voll jugendzeitlicher Erinnerungen, auch plattdeutsche und hochdeutsche Gedichte, von denen jedes einzelne Anlaß zum Nachdenken gibt. Der Mensch als oft übermütiger Herausforderer zum Würfelspiel (als sinnbildlichen Vergleich) verspielt sein Leben und seine Seele, zum Bettler geworden, begegnet ihm sein Gott, gibt ihm eine Krume trockenen Brotes, aus Keimen der Hoffnung gebacken, und sagt ihm:

Das Spiel ist aus,  
Versuch es noch einmal,  
Mit dem Ernst  
Des Lebens!

#### **Oertzen, O: Die MECKLENBURGISCHEN MÜNZEN** des Großherzoglichen Münzkabinetts

1. Teil. Die Bracteaten und Denare. – 2. Teil. Die Wittenpfennige.

Unveränderter Nachdruck 1977 der 1900 und 1904 erschienenen Originalausgabe.

114 Seiten sowie 378 Abbildungen auf 9 Tafeln, Brosch DM 96,-, Verlag der Münzhandlung Peter Siemers, Hamburg 13

Mit dem photomechanischen Nachdruck dieses wichtigsten Werkes über die mittelalterlichen Münzen Mecklenburgs hat sich der Hamburger Verlag verdient gemacht. Das Werk beschreibt die landesherrlichen Münzen und die städtischen Prägungen (Rostock, Wismar, Güstrow, Parchim, Neubrandenburg, Friedland, Malcin, Teterow, Gnoien) bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts. Es vermittelt auch einen Einblick in die Landesgeschichte und die mittelalterlichen Handelsverbindungen. Interessant sind die Geschichten des großherzoglichen Münzkabinetts und die einzelnen Funde: mit den Münzen geschildert, deren Abbildungen uns an die Ausstellung „Mecklenburgische Münzen“ erinnern, die wir anlässlich der Heimattage 1976 in Ratzeburg zeigten. Der Leser gewinnt auch einen guten Einblick in die mecklenburgischen Städtegründungen mit ihren Siegeln und Wappen.